

I. JAHRGANG - III. HEFT - AUGUST - 1919

487040

Ostland

Monatschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Herausgegeben von der Modernen Bücherei

BEI W. KRAFFT - HERMANNSTADT

„Nach Ostland wollen wir reiten!“

Mittelalterliches Auswandererlied für gemischten Chor gesetzt

von

Arthur Stubbe

Etwas langsam

mf



1. Nach Ost = land wol = len wir rei — ten, nach

wohl ü = ber die grü = ne



Ost = land wol = len wir gehn, wohl ü = ber die grü — ne

wohl ü = ber die grü = ne

f *mf* *poco rit.*



Hei = den, frisch ü = ber die Hei = den, dort wer = den wir bes = ser uns stehn.

2. Als wir nach Ostland kamen zum Hause hoch und fein, da wurden wir eingelassen, (frisch über die Heiden!) sie hießen willkommen uns sein.

3. Willkommen ward uns gerufen, sie luden gar froh uns ein; wir sollten all' Abend und Morgen (frisch über die Heiden!) da trinken den kühlen Wein.

Anmerkung: Der Tenor singt im Schlußakkord bei den beiden ersten Strophen *b*, bei der dritten aber *h*.

Ostland

Monatschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang I.

Heft 3.

August 1919.

Sein Vaterhaus

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn

(Nachdruck verboten.)

III. (Fortsetzung)

Frau Magdalena Maigraber bewahrte ihrem Manne ein herzliches Andenken. Sie war seine Studentenliebe, für sie spornte er alle Kräfte an, um nur rasch zu einer Stellung zu gelangen und sie heiraten zu können. Und sie war glücklich mit ihm. Seine bäuerlichen Eltern aus dem Banat waren heraufgekommen zur Hochzeit, stolz, daß sie dem Lande einen Juraten gegeben hatten, einen Doktor der Rechte, einen Fischkal. Und das junge Paar war auch zweimal drunten bei ihnen, doch immer nur auf ein paar Tage, denn es hatte niemand Zeit dazu, sich den Gästen zu widmen. Da müßten sie im Winter kommen, meinte die Schwiegermutter, zum Schweineschlachten, oder im Fasching. Wer aber konnte im Winter solch eine weite Reise unternehmen? Der Herr Fischkal war dazu nicht zu haben, sein Amt ließ ihn nicht los. Er hatte der Magdalena ja nur seine deutsche Heimat im Banat zeigen wollen, die schon seine Großeltern dort geschaffen. Und auch die Kesi hatte er einmal mitgenommen, als sie zehn Jahre alt war, um sie seiner Mutter zu zeigen. Denn er wollte, daß die Seinen sich dieser väterlichen Heimat befreundeten und sie hochhielten. Als Dr. Maigraber so rasch und unvermutet

an einer Lungenentzündung dahinging, lockerten sich aber die Beziehungen der Seinen zu dieser fernen Heimat, die Briefe, die Frau Magdalena mit den Schwiegereltern wechselte, wurden immer seltener, sie hatte doch eigentlich sehr wenig Gemeinsames mit ihnen, seitdem ihr Mann gestorben war. Daß die Großmutter sich beständig nach ihren Enkelkindern, besonders nach der Kesi, erkundigte und sie einlud, wieder einmal zu ihr zu kommen, tat ihr ja wohl und war ihr aus verschiedenen Gründen recht, aber wie hätte man das anstellen sollen. Sie selbst scheute die Reise, für die nur die Kesi schwärmte. Und es war ihr auch nicht unwillkommen, daß auf solche Art die Last des Briefwechsels mit den Banater Großeltern allmählich auf die Tochter überging. Diese war flinker mit der Feder als sie. Aber zu einem Besuche bei den Großeltern kam es all die Jahre nicht.

Der junge Herr Niembsch war fort . . . Und Frau Magdalena schien gar nicht überrascht zu sein, als Kesi jetzt mit dem plötzlichen, beinahe stürmischen Verlangen hervortrat, sie möchte einmal zu den Großeltern ins Banat reisen und dort einige Zeit bleiben. War es doch ein altes Begehren der Eltern, das sie damit erfüllte. Und ihr Sohn hatte ja nach der

allgemeinen Regulierung der Kameralherrschafskanzleien auch eine Stelle dort erhalten. So war diese ferne Provinz ihrem Gefühl heute näher gerückt.

Seitdem der junge Herr Fähnrich fort war, kam ihr die Tochter recht verändert vor. Mit übereifriger Hast erfüllte sie ihre häuslichen Pflichten, es war eine große Unruhe in ihr, aber sie entzog sich jeder Aussprache, lebte wortfarg dahin und wich auch allen geselligen Vergnügungen im Kreise ihrer Freundinnen und Altersgenossen aus. Nur noch den Kirchengesang beim Pfarrer Pfingstel, der für die Kirche zu Mariä Himmelfahrt einen Chor zusammengestellt hatte, übte sie. Pfingstel war einst Resis Katechet und Religionslehrer in der Schule und er bat sie jetzt als Pfarrherr in der Theresienvorstadt, in seinen Kirchenchor einzutreten mit ihrer schönen Altstimme. Das hatte sie getan und daran hielt sie fest. Wenn sie am Karfreitag in seiner Kirche die Lamentationen sang, ließen alle Bekannten hin, sie zu hören. Und sie hatte sie diesmal ganz besonders ergreifend gesungen. Selbst die Mutter, die sie daheim so oft gehört, war zu Tränen gerührt, denn sie ahnte den heimlichen Kummer, der sich in diesen Klageönen Luft machte. Und die Frau Baronin, die Gemahlin des Kommandanten Niembösch, erkundigte sich beim Pfarrer nach der vortrefflichen Sängerin. Das erfuhr man gar bald im Hause der Frau Magdalena. Die Theresie überließ es heiß, als sie davon hörte. Aber sie schwieg. Und die Mutter hütete sich, auf ein Gespräch darüber einzugehen.

Sie deutete sich das Verlangen ihrer Tochter, zu den Großeltern zu reisen, in ihrem Sinne aus. Waren ihre Ermahnungen auf guten Grund geraten? Wollte das Mädel den Störenfried vergessen? Ein paarmal hatte sie sie freilich heimlich dabei ertappt, wie sie dem Postboten auflauerte. Ganz abgerissen waren die Fäden

nicht, das fühlte sie, dafür sprachen viele Anzeichen. Ja, sie sollte reisen. Vielleicht verflog dieser Jugendtraum in der Ferne am schnellsten.

Aber wie war eine solche Reise ohne mütterliche Begleitung am sichersten anzustellen? Sie wußte sich keinen Rat. Und Resi hatte auch geringes Verlangen nach der mütterlichen Reisebegleitung. Voll Unrast hielt sie täglich Umschau nach einer anderen Gelegenheit. Es fuhren doch immer wieder Leute mit der Mallespost nach Temeschwar, vielleicht konnte sie sich einmal jemandem anschließen. Und als der Ohm Franz Xaver eines Abends das Geld für den Wein brachte und erzählte, daß der Regimentsagent Bruckmoser hier wäre und für die Lobkowitz-Drägoner ins Banat reise, um dort Einkäufe zu machen, da fragte die Resi voll Eifer, was das für ein Mann wäre. „Ein lustiger alter Junggefell!“ sagte der Ohm. „Wir haben uns gestern Abend frank gelacht über ihn. Der weiß euch Stückeln . . .“ Resi sah die Mutter an und diese blickte nach der Tochter. Sie verstanden sich. Und Frau Magdalena sprach: „Xaverl, frag ihn einmal, ob er nicht die Resi mitnehmen möcht' bis Urad oder Temeschwar. Sie will schon lang zu den Großeltern.“ „Mit dem Herrn Bruckmoser möcht' sie . . .“ fragte er. „Warum denn nit? Der hat ein' eigenen Reisewagen . . . Das könnt' sich machen. Ich schick' ihn euch. Er hätt' sowieso schon die Eigentümerin von dem Adlersberger gern kennen lernen mögen.“

Schneller als man es voraussetzen konnte, fand sich auf solche Art die erwünschte Gelegenheit. Josef Bruckmoser, der den Speicher seines Regimentes, der in Böhmen stand, mit gutem Getreide füllen wollte, ehe der von Frankreich her drohende neue Krieg ausbrach, gefiel den beiden Frauen. Er hatte es eilig, aber er wartete gern noch einen Tag auf die schöne Gefährtin seiner Reise, die sich

ihm so unberhofft zugefallen sollte. Und er leistete der Mutter feierliche Eide darauf, daß er sie ihren Großeltern in Schöndorf unverfehrt überliefern werde. Die Mutter vertraute ihm, weil er so guten Humors war, die Tochter vertraute ihm, weil er zu den Lobkowitzern gehörte. Ein geheimes Band der Sympathie verknüpfte sie mit allen, die zu diesem Regiment in irgend einer Beziehung standen. Aber wollte sie nicht diesem Zauberkreis entfliehen? Wollte sie nicht ihre Erinnerungen an die glücklichen Tage, die ihr dieser Frühling gebracht, durch ein neues Erlebnis überwinden? Ja, sie floh in die Ferne, um zu vergessen und sich loszulösen von einem ihr als unerreichbar, als kindisch bezeichneten Lebensziel. Konnte sie das noch? War es nicht zu spät? . . .

Und der Zufall führte sie jetzt gerade mit diesem Manne zusammen, der von nichts anderem zu reden und zu scherzen wußte als von dem Leben in seinem Regiment. Josef Bruckmoser ahnte nicht, warum seine Reisegefährtin dem Geplauder mit solch innerer Anteilnahme folgte, das er beständig im Fluß erhielt, um sie zu ergötzen. Er kannte alle Herren des Regiments, auch die jüngsten, und wußte um die Geheimnisse eines jeden. Ihre Revenuen und ihre Schulden, ihre Passionen, ihre Amourschaften, ihre Aussichten, ihre Konduite — alles hatte er im kleinen Finger. Der neue Regimentskommandant, sagte er, sei gar streng, er wäre darauf aus, den neuen Geist auszurotten, der über den Rhein gekommen. Jeglichem Ungehorsam, jeder Libertinage trete er rücksichtslos entgegen. So manchen Gelbschnabel, der durch Protektion in das Regiment geschmuggelt wurde, wolle er wieder hinaus haben. Und das setze beständige Reibereien.

Das Fräulein Mariatheres, wie der alte Herr seine Gefährtin stets nannte,

konnte es nicht mehr ertragen, daß er von allen sprach, doch den Namen ihres Geliebten nicht aussprach. Alle hatte er ihr schon geschildert, von jedem Geschichten erzählt, nur von ihm nicht. Und sie fragte ihn jetzt so von ungefähr, so harmlos als möglich, ob er denn auch den Herrn Fährich Niembisch kenne. „Den Sohn des Ofner Kommandanten?“ Natürlich kannte er ihn. Aber er kratzte sich ein wenig hinter dem linken Ohr, ehe er über ihn redete. Auch sah er das Fräulein Mariatheres prüfend an, so, als wollte er sie fragen: Bist du keine Klatschbabe?

„Und von dem wissen Sie gar nichts?“ frug sie noch einmal.

„Ja, ja, aber nichts Lustiges,“ erwiderte Bruckmoser. „Ich red' nicht gern davon zu einem Ofner Kind. Der Herr Major oder die Baronin könnten zu früh erfahren. . .“ Er brach ab.

„Na, ich sag' ihnen gewiß nichts,“ lachte die Resi mit erzwungener Ruhe, „da dürfen Sie ganz unbesorgt sein, Herr Regimentsagent. Ich kenne die Herrschaften doch nicht.“

„Die Eltern tun mir leid,“ fuhr Bruckmoser fort, „sie werden keine Freude erleben an diesem Sohn.“

„Was Sie nicht sagen!“ rief Resi ein wenig gar zu unvorsichtig.

„Na, ich meine nur im Hinblick auf seine militärische Zukunft, denn sonst hab' ich ja nichts gegen den hübschen jungen Herrn anzumerken.“

„Ach so!“

Er hatte aber doch sehr viel gegen ihn anzumerken. „Der junge Herr ist ein sehr lieber Mensch,“ begann er, „aber ein Zimperling, ein verwöhntes Mutterföhnchen. Er versteht keinen kameradschaftlichen Spaß, ist leichtsinnig im Dienst, rückt nie zur Zeit ein und kein Kamerad deckt ihn, weil keiner ihn mag. Hat eine schwere Stellung. Wird auch nicht zum Leutnant gewählt werden. Und ohne

kameradschaftliche Wahl ernennt der Fürst keinen. Der Herr Niembsch wird wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, in ein anderes Regiment müssen . . . Aber ich bitte Sie um Gottes willen, verraten Sie mich nicht, Fräulein Mariatheres.“

Resi lehnte schweigend in der Ecke des Reisewagens, der mit Holterpolter und vielem Geschrei des Rutschers durch die Furt eines steinigten Baches schwankte. Als man drüben war, fügte Josef Bruckmoser seiner Kennzeichnung des Fähnrichs noch die Bemerkung hinzu: „Sein Hauptmann hat einmal über ihn den Ausspruch getan: „Kein Soldat!“ Und dieses Wort hängt ihm an, er wird es bei den Lobkowitzern nicht mehr loskriegen. . . Warum sind Sie so nachdenklich Fräulein Mariatheres?“

„Er tut mir so leid, der Herr Fähnrich.“

„Ach was! Er kann ja etwas anderes werden. Ist noch jung genug.“

Das Gespräch stockte. Ein leiser Wind strich über die Ährenfelder. Die untergehende Sonne lohte in Feuergarben am fernen Horizont, die weite Ebene war in eine rosige Glut getaucht. Und plötzlich flog ein grauer Schatten über die Landschaft und jagte gegen Westen. Die Sonne war versunken und es dämmerte nicht, es wurde dunkel. Das kam so überraschend in dem Tiefland, daß Bruckmoser seine verstummte Gefährtin trösten zu müssen glaubte. „Wir kommen sogleich in unsere Nachstation,“ sagte er. „Ein ganz passables Wirtshaus. Sie werden Ihre eigene Kammer haben, man wird Sie nicht als meine Gemahlin ansehen. Was mir natürlich sehr leid tut.“

Resi erwiderte auch auf diesen Scherz des alten Junggesellen nichts. Sie wurde erst wieder ein wenig geschäftig, als sie beim gemeinschaftlichen Abendbrot saßen und sie all die Lackerbissen anspactte, die ihr die Mutter als Wegzehrung mitge-

geben. Da kam ein kalter Lungenbraten zum Vorschein und gebackene Hühner, eine Dorte und eine Flasche „Alter“ vom Adlersberg. Auf solchen Lohn für seine Ritterdienste war der Herr Regimentsagent gar nicht gefaßt, aber er ließ ihn sich gern gefallen. Er war ein Oberösterreicher und verschmähte keinen guten Bissen.

Der zweite Reisetag neigte sich schon fast seinem Ende entgegen, als Theresese sich ein Herz faßte und mit ihrem Beschützer von dem redete, was sie so bedrückte. Ganz verstört hatte sie sich am Abend vorher in ihre Kammer eingesperrt, die letzten Briefe des Geliebten hervorgeholt und sie beim trüben Schein eines Fettsichtes wieder und wieder gelesen. „Geliebtes Weib!“ redete er sie an. Und die Briefe glühten von Leidenschaft, von brünstigem Verlangen nach ihr . . . Von seinem Stande sprach Franz wie von einem lästigen Zwang. Ihn abzuschütteln, sehnte er sich. Es war eine so bittere Auflehnung gegen sein Schicksal in ihm, daß es sie erschütterte. Die neue Strafe für einen Tag Urlaubsüberschreitung empfand er als Barbarei. Nur ein Hindernis gab es für die Ausführung von Entschlüssen, die er noch nicht nannte, die Mutter. Wenn er ausharrte und solche Qualen erduldet, tat er es nur dieser zu Liebe, nur aus Scheu, sie zu Tode zu kränken. Aber auch diese Scheu vor der Mutter habe ihre Grenzen, schrieb er der Geliebten; ohne Grenzen und über alles Maß sei nur seine Liebe zu ihr . . . Besänftigend, tröstend waren ihre Antworten auf diese leidenschaftlichen Ausbrüche, aber sie mußte ihm auch sagen, wie es um sie stand . . . Und sie zitterte jetzt vor den Folgen, ihr war, als läge ein Unheil in der Luft . . . Wie gut hatte der alte Herr ihn und seine Lage durchschaut. Wie genau wußte der, was sich heimlich vorbereitete in der

Seele des Geliebten. Ihre Augen wurden nicht trocken in dieser Nacht. Erst gegen Morgen, als im Hofe der Gastwirtschaft schon das Leben anhub, nickte sie vor Müdigkeit ein . . .

Früh brach man auf und Herr Bruckmoser war gesprächig wie am ersten Tag. Die Fahrt sollte heute bis Szegedin gehen. Aber der Regimentsstoff schien ausgeschöpft zu sein, Bruckmoser erzählte dem Fräulein Mariatheres' heute bloß von seinen vielen Reisen, seinen hohen Bekanntschaften im ganzen Reich, seinen Erlebnissen da und dort. Sie konnte es nicht erwarten, daß er wieder auf sein Lieblingsthema kam, aber er wich ihm aus, so oft sie mit ihren Antworten auch dahin zielte. Hatte er das Gefühl, gestern zu viel geredet zu haben? Wollte er manches vergessen machen, was er gesagt, oder glaubte er aus ihrer gestrigen Wortfargheit auf ein geringes Interesse für die Welt seines Regimentes schließen zu müssen? Es war ganz unklar, warum, aber er kam nicht mehr auf das gestrige Gespräch zurück. Und Theres' hätte doch so manches gern wissen mögen. Die Frage: was dann? brannte ihr auf dem Herzen. Was dann, wenn der Franz es nicht länger aushielt; was dann, wenn er einen unbesonnenen Streich ausführte. Was dann, wenn er auch zu keinem anderen Regiment mehr wollte. Was dann? Was dann?

Der muntere Reisegefährte, den sie zuerst für einen Plauderer hielt, kam ihr heute immer vertrauenswürdiger vor. Seine vielen hohen Bekanntschaften flößten ihr kindliche Verehrung für ihn ein. Und die Welterfahrung, die er bekundete, bestärkte sie in dem Glauben, daß er ihr sicher einen Ausweg aus dem Wirrsal würde weisen können. Sie war entschlossen, sich ihm anzuvertrauen. Und das mußte noch heute geschehen, denn morgen war man rasch am Ziel.

Ganz zaghaft begann sie. Sie habe jemanden, der in einer ähnlichen Lage wäre wie der Herr Fähnrich Niemb'sch. Und der Regimentsagent hätte gestern gesagt, man könne auch etwas anderes werden, wenn man nicht Offizier werden wolle. Wie habe er denn das gemeint? Das zu wissen, wäre ihr recht lieb.

Josef Bruckmoser schaute sie lächelnd, verstehend an. „Sie brauchen nicht rot zu werden, Fräulein Mariatheres',“ sagte er. „Was wäre denn natürlicher, als daß Sie in Ihren Jahren einen Herrn Liebsten haben? Ich verstehe . . . hm. Und er will fort von seinem Regiment, er will den Leutnant gar nicht abwarten und Sie heiraten?“

„Nein, nein, davon war noch nicht die Rede. So weit ist es nicht. Ich möchte nur wissen . . .“

„Kindchen, das ist allemal das Ende. Aber es ist nicht leicht, so einen Kopfsprung zu machen in einen anderen Stand, nicht jeder trifft's. So einer wie der Herr Fähnrich Niemb'sch zum Beispiel, müßte sich schon tüchtig zusammenehmen, denn seine Schuldigkeit muß man überall tun. Meine Empfehlung bekäme der nicht.“

Theres' erblaßte. „So schlimm ist es?“ stotterte sie.

„Kind — er ist es? Er?“ sprach Bruckmoser betroffen. Und als sie nickte, fuhr er zornig fort: „Da könnte ich mich doch ohrfeigen, ich altes Plappermaul. Was habe ich Ihnen da gestern nicht für Qualen bereitet. Was habe ich Ihnen nicht in den Kopf gesetzt! Verzeihen Sie mir. Das war doch alles übertrieben. Ich habe eine lose Zunge, nehmen Sie die Sache nicht so ernst, ich bitte Sie.“

„Sie ist aber sehr ernst, Herr Regimentsagent. Mir scheint, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen mit jedem Wort. So wie Sie sagten, so steht es um Franz Niemb'sch. Ich weiß es aus seinen Briefen.“

Durchlaucht. Wie recht hatte ihr Mann, **der Major . . .** „In ein Regiment willst du ihn geben, wo kein Offizier seine Gage behebt, wo alle zu gunsten der Mannschaft verzichten?“ sagte er warnend. „Wie ein Bettler wird er dastehen unter den Kameraden . . .“ Hätte sie doch darauf gehört, hätte sie doch nicht ihren Willen durchgesetzt. Jetzt war es zu spät. Zu spät? Pah! Ist denn der Wechsel eines Regimentes eine solche Schande? Hat sie nicht Freunde und Gönner genug? Sie wird ihn schon anderswo unterbringen. Aber aushalten muß er, bis sie das in die Wege geleitet hat. Einen guten Ausgang muß er sich verdienen, seine Konduite muß fleckenlos sein . . . Das alles hat sie ihm noch einmal eindringlich geschrieben, noch einmal befohlen. Wenn er den Brief nur schon hätte, den sie mit ihren Tränen benetzte. Wenn er nur keinen dummen Streich macht, ehe er ihn gelesen. Noch einmal soll er gehorchen, noch einmal ihr etwas zu Liebe tun. Offizier muß er werden, als Leutnant will sie ihn wiedersehen zur Weihnachtszeit, dann wird man weiter sehen können. Und sie will Tag und Nacht an nichts anderes denken als an seine Zukunft, sein Glück.

Die Abendglocke läutete. Und von der Festung herab ertönte, sobald sie verstummt war, die erste Mahnung an die ausgeflogenen Soldaten zur Heimkehr, drei langgezogene, schmucklose Hornsignale, die weithin gellten und selbst in Pest drüben vernommen wurden. Sie leiteten den Zapfenstreich ein.

Major Niembisch und sein Adjutant kamen langsam des Weges, im Gespräch, die Pfeife rauchend, ganz außerdienstlich. Sie hatten Feierabend gemacht, die Leute entlassen, die Schließung der wohlgefüllten Magazine bis zuletzt überwacht. Und überließen sich jetzt den ausklingenden Betrachtungen über den heißen Tag, den

sie durchlebt . . . „Es wird Ernst, die erhöhte Bereitschaft ist nicht umsonst angekündigt worden.“ Aber der Erzherzog Carl hat seine Armee verlassen . . . Wer wird sein Nachfolger werden? Wer kann ihn ersetzen? Nun, sie taten ihre Schuldigkeit. Die Politik war ihre Sache nicht.

Als der Major seine Frau erblickte, die so gedankenvoll vor der Einsiedelei saß, verabschiedete er seinen Begleiter. „Ihre junge Frau wird Sie erwarten, Herr Oberleutnant; lassen Sie sich nicht abhalten. Servus.“ Der Offizier machte kehrt und Niembisch ging auf die Einsiedelei zu, vor der er mit seiner Frau so gerne die ersten Abendstunden verplauderte. Die Nähe der Donau machte sich hier nach heißen Tagen angenehm geltend, ein kühlser Hauch wehte dem Zug des Wassers entlang, die Waldberge im Rücken atmeten fühlbar, die Wiesen dufteten und aller Lärm des Tages war verstummt. Nur von vorbeifahrenden Schiffen klang manchmal der Laut menschlicher Stimmen herauf, nicht selten ein Lied. Weit drunten, unter dem Bloßberg erst, legten sie an, um dort, außerhalb der Raikensstadt, zu nächtigen. Kaufmannsschiffe aus Wien, Auswandererschiffe aus Ulm und Regensburg, für die sich die Schiffsbrücke, die Ofen mit Pest verband, jedesmal öffnen mußte. Sie wurden immer spärlicher, immer seltener, diese Auswandererschiffe, der Zustrom aus dem Deutschen Reiche nach Ungarn hatte unter Kaiser Franz nachgelassen, schien langsam versickern zu wollen. Aber ab und zu erklang doch wieder ein deutsches Volkslied aus der Dämmerung, die wie ein Schleier über der abendlichen Donau lag. Und da sagten die Leute am Ufer: „Aha! Schwaben!“

„Nun, Katharina, was sinnst du? Was hast du Schönes gelesen?“ sprach der Major und rückte sich einen aus

Schilfrohr geflochtenen Stuhl in die Nähe seiner Frau.

Sie schrak auf aus ihrer Versonnenheit und versuchte zu lächeln. „Findest du nicht, daß es schon feucht wird?“ fragte sie, um der Antwort auszuweichen auf seine Frage. „Ach nein, laß uns noch ein Stündchen hier frische Luft schöpfen,“ sagte der Major. „Der Stuhl fühlt sich ganz trocken an.“

„Wie du willst!“

„Gewiß hast du an den Franz gedacht. Ich seh' dir's an,“ sprach Niembsch.

„An was sollte ich sonst denken,“ erwiderte sie seufzend, „er ist meine ständige Sorge.“

„Laß gut sein. Ich habe jetzt bessere Hoffnung . . . Ich muß es dir doch endlich sagen, daß ich vor einiger Zeit seinem Obrist geschrieben habe, er möchte ihn ein bißchen ad Koram nehmen, ihm nichts mehr durchgehen lassen.“

„Du?“ fragte sie hehend. „Am Ende hast du diese scharfe Behandlung angeordnet, über die er sich so herzerreißend beklagt?“

„Beklagt er sich schon? So so. Ich dachte, er füge sich endlich und es gehe alles gut!!! Nun, ich wollte die Sache ohne dein Wissen einrenken. Da du aber unterrichtet bist, können wir ja darüber reden! Es war höchste Zeit, daß ich ein-griff. Der Obrist sendet jedes Jahr einmal die Konduite der Herren an Seine Durchlaucht, den Herrn Inhaber. Der ernennet, der befördert. Und wer in seiner Beschreibung einen Kleeß hat, der findet keine Gnade vor ihm. Er hält etwas auf sein Regiment. Je jünger ein Bürgerlicher im Regiment ist, desto genauer wird er gewogen. Es war meine Pflicht, eine Entgleisung des Franz zu verhindern. Denn auf eine solche war es schon an-gelegt . . . Er muß sich fügen. Er muß! Das Regiment ist jetzt seine Heimat, ist seine Familie. Mit ihr muß er ver-

wachsen. Darum darf er auch längere Zeit keinen Urlaub bekommen. Du wirst dich daran gewöhnen müssen, ihn zu entbehren, wenn du ihn endlich als Leutnant sehen willst.“

Sie saß gesenkten Hauptes da und ließ die entschlossenen Worte auf sich niederhageln. „Wenn es nur nicht zu spät ist,“ seufzte sie.

„Ich hoffe nicht“, sagte er, ein wenig überrascht von ihrer Zügigkeit.

„Es gibt doch noch andere Regimenter, Josef, wenn es ihm am Ende doch nicht dauernd bei Lobkowitz gefallen sollte,“ sagte sie sanft, beinahe bittend.

„Bläst der Wind schon daher?“ höhnte der Major. „Jetzt auf einmal gibt es auch andere Regimenter? Daraus wird nichts. Aushalten muß er. Ist er einmal Offizier und hat eine gute Konduite, dann läßt sich darüber reden. Früher keinesfalls.“

„Ich sehe ja ein, daß es so am besten wäre. Das sind ja auch meine Gedanken. Wenn das alles nur nicht zu spät kommt . . . Aber mir wird kühl,“ sagte sie und erhob sich, um zu gehen. „Denk auch du an deine Gicht . . . Man wird übrigens mit dem Essen schon warten.“

„Ich begleite dich. Du wirst mich doch endlich seine Briefe lesen lassen müssen. Wir werden künftig vereint handeln, nicht jedes für sich. Da du jetzt so vernünftig denkst, will ich dir gelegentlich noch etwas anvertrauen,“ sagte der Major.

„Was ist es?“

„Es eilt nicht. Ich muß erst noch eine Nachricht abwarten . . .“

Und sie gingen auf den hellen, gefleckten Wegen, die in mannigfachen Verschlingungen durch den dunkelnden Park führten, nach dem Wohntrakt des schmucklosen ärarischen Gebäudes, das seinen nüchternen Zweck in allen Linien offenbarte. Selbst aus der verfleierten

Dämmerung trat es schroff und hart hervor. Ein Jagdhund kam ihnen mit großen Sähen entgegen, der Privatdiener des Majors hinter ihm, der die Meldung überbrachte, der junge Herr wäre angekommen.

Katharina, die ihren Arm in den ihres Gemahls gelegt hatte, krampfte sich jäh an diesen; Niembsch hatte das Gefühl, ihr wäre zum Umsinken vor Schreck. Sanft stützte er sie, legte seine Linke auf die ihre und schritt ohne Unterbrechung weiter. Wortlos traten sie ins Haus.

Franz war unsichtbar. Er beschäftigte sich in seinem Zimmer mit dem Gepäck, das er mitgebracht, ordnete seine Habe in den verfügbaren Raum, als gelte es, sich hier schleunigst häuslich einzurichten. Als er den Schritt seines Vaters hörte, richtete er sich auf und wandte den Kopf nach der Tür. Bleich stand er da, um die sinnlichen Lippen des nervösen hübschen Gesichtes zuckte es und er senkte die Augen vor dem funkelnden Blick seines Vaters.

„Du bist hier?“ schrie dieser.

Franz schwieg.

„Was willst du hier? . . . Mensch, was hast du getan? Was ist geschehen?“

Die Mutter drängte hinter dem Major herein:

„Schrei ihn nicht so an. Laß ihn sich fassen. Er wird uns ja alles sagen. Nicht wahr, mein Kind?“

Franz stürzte seiner Mutter zu Füßen und umfaßte ihre Gestalt mit beiden Armen. „Ja, Euer Gnaden, ja. Seien Sie nur gut mit mir, liebe Mutter.“ Und er weinte in ihren Schoß. Da zog sich der Major zurück, zuckte die Achseln und ging im Speisezimmer nebenan auf und nieder. Der Junge war in Zivil. Er mußte seine Entlassung erhalten haben. Es war also aus . . . Die Schande! Das Gerede unter den Kameraden! Nicht zu ertragen war es . . .

Das Essen wurde aufgetragen und wurde kalt, denn niemand berührte es! Franz beichtete der Mutter und der ergrimmt Herr des Hauses sah sich wieder einmal ausgeschlossen von dieser Vertraulichkeit. Er hatte sich den Sohn entreißen und entfremden lassen von seiner Frau, sie erzog ihn, sie verdarb ihn. Längst fühlte er das, aber so klar wie heute war es ihm nie geworden, was er da versäumt hatte. Zu spät griff er ein. Und vielleicht nicht zum Besten . . .

Endlich kam sie mit dem Sohn. „Verzeih ihm, Vater, er konnte nicht anders. Ich habe ja längst gefühlt, daß es so kommen müsse . . . Ich bin schuld, daß er in dieses Regiment eintrat. Es war ein Mißgriff, ich weiß. Aber daß er jetzt austrat, das fällt ganz auf dich. Nur du . . .“

„Schweig!“ brauste der Major auf. Und er wandte sich an den Sohn. „Warum kommst du so plötzlich zurück? Bist du entlassen worden?“ fragte er, ohne auf die Rede seiner Frau einzugehen.

„Auf eigenes Ansuchen entlassen,“ antwortete Franz nicht ohne Troß. Und er zog eine Urkunde aus der Brusttasche und reichte sie dem Vater. Der las sie und sagte: „Das mildert die Sache, aber zu reparieren ist sie nicht mehr. Was hast du dir denn gedacht, als du diesen Schritt unternahmst? Und was war denn der eigentliche Anstoß?“

„Ihr Brief, Herr Vater, war entscheidend.“

„Mein Brief?“

„Der Herr Obrist, der mich noch einmal verwarnte, sagte, ich erhalte auf Wunsch meines Herrn Vaters zwei Jahre feinen Urlaub, bis ich mich eingewöhnt hätte. Das ertrug ich nicht. Es brachte mich der Verzweiflung nahe. Und ich forderte meine Entlassung.“

„Verstehst du das nicht?“ rief Frau Katharina dazwischen.

„Mein Rat an den Herrn Obrist war zu deinem Besten. Es kam darauf an, dich an die neue Heimat zu gewöhnen, dir militärische Zucht beizubringen. Du hast die Probe nicht bestanden, du taugst nicht zum Soldaten.“

„Das ist auch meine Meinung, Herr Vater.“

„Aber was willst du beginnen!?“ rief der Major.

„Laß uns darüber nachdenken, Vater, es wird sich schon finden,“ sagte die Mutter. Und nicht ohne Schärfe fügte sie hinzu: „Du hast ja wieder einmal erfahren, daß allzuscharf schartig macht.“

„Ich verbitte mir diese Andeutungen, daß ich mitschuldig bin an der Entgleisung deines Muttersöhnchens,“ sprach der Major. „Du bist naiv wie ein Kind, du ahnungslose Seele! Weißt du denn, warum er die Sperrung seiner Urlaube nicht ertragen konnte, warum er in solche Verzweiflung geriet? Bildest du dir etwa ein, daß die Schnur nach dir ihn so toll machte, seine Entlassung zu begehren?“

Die Baronin sah erschrocken von einem zum andern. Dann trat sie auf den Sohn zu: „François, hast du mir etwas verschwiegen?“ Aber der biß die Zähne zusammen und schwieg. „Was ist es?“ fragte sie den Major. Aber auch der schwieg. „Was ist es?“ rief sie dringender.

Niembsch lächelte befriedigt. „Er soll es dir nur selber sagen. Mir würdest du es ja nicht glauben.“

„François, — ich beschwöre dich, sage mir die volle Wahrheit. Verschweige mir nichts, ich bitte dich!“

„Verzeihen Euer Gnaden, liebe Mutter . . . Es fällt mir schwer, in dieser Stunde davon zu sprechen . . . Ich wollte mir das aufsparen auf einen besseren Augenblick.“

Mit dem Fuße stampfte die Frau Baronin den Boden. Und zornglühend

sprach sie: „Ich will wissen, was es ist. Sofort will ich es wissen. Bist du auch feig?“

Franz reckte sich. Wie ein Stoß vor die Brust traf ihn dieses Wort der Mutter. „Ich habe mich verlobt!“ sprach er.

„Wer — lobt!“ Die Stimme versagte ihr, der Boden unter ihr schien zu wanken, sie griff nach einem Stuhl und setzte sich. „Mit wem bist du verlobt? Wo hast du —?“ Tränen erstickten ihre Worte.

„Hier, während seines letzten Urlaubes, den er nicht ohne Grund überschritt, hat sich das angesponnen,“ warf Niembsch ein. „Ich weiß es längst. Und ich hatte Gründe für meinen Brief an den Herrn Obrist, mit denen ich dich nicht beunruhigen wollte.“

„Mit wem? Mit wem hast du dich verlobt? Werde ich das endlich erfahren?“

„Mit einem braven, einfachen Mädchen, das ich über alles liebe,“ sagte Franz festen Tones. „Sie ist die jüngste Tochter einer Oberschicksalwitwe aus der Wiener-Gasse. Maria Theresia Maigraber heißt sie.“

„O du mein Gott!“ rief die Mutter. „So bricht denn alles an einem Tage zusammen, was ich mir in Jahren aufgebaut habe.“ Sie warf sich auf das Kanapee und schluchzte laut. „Kind, Kind, weißt du denn, ahnst du denn, was du mir angetan hast?“ Plötzlich raffte sie sich zusammen. Sie trocknete ihre Tränen, erhob sich und sagte: „Du wirst dieses Verhältnis lösen.“

„Nie!“ rief Franz.

„Du wirst es bestimmt lösen oder ich ziehe meine Hand von dir und überlasse dich deinem Schicksal.“

„Ich wäre ein Schuft, wenn ich es täte.“

„Ein Fähnrich verlobt sich nicht ohne Zustimmung seiner Eltern. Ein entlassener Fähnrich kann kein Eheversprechen halten.“

Du bist heute der Niemand. Die gute Witwe Maigraber wird eine bessere Verwendung für ihre jüngste Tochter, die wahrscheinlich sehr hübsch ist, haben.“

„Verhöhnern Sie nicht, was mir heilig ist, liebe Mutter, ich muß mein Wort einlösen.“

„Wie oft hast du mir schon dein Wort gebrochen? Und diesmal mußt du es halten! Die Frau wird den entlassenen Fährnich zum Hause hinauswerfen, wer immer sie ist, denn die Spekulation ihrer Tochter ist mißglückt. Ich will dich nicht mehr sehen, so lang diese Beziehungen nicht gelöst sind. Das ist mein letztes Wort. Jetzt erst wirst du mich kennen lernen.“

Hart und schneidend sprach die Mutter diese Worte und verließ das Zimmer. Ein flehender Blick suchte das Auge des Vaters, aber auch dieses hatte sich abgewendet.

„Muß ich das Haus verlassen?“ fragte Franz. „Wollt ihr mich auf die Straße setzen?“

„Davon kann nicht die Rede sein. Bleibe ruhig hier, bis diese Aufregungen sich gelegt haben,“ erwiderte der Major. „Ich verbitte mir jeden Skandal. Soll auch meine Stellung leiden unter deinen dummen Streichen?“

Franz verneigte sich kurz und ging aufrecht, entschlossenen Schrittes nach seinem Zimmer.

Niembsch aber setzte sich endlich an den Tisch und versuchte, ob noch etwas eßbar wäre von dem aufgetragenen Abendbrot. Und er schenkte sich vom roten Adlersberger ein Glas nach dem andern ein. Wenn er gewußt hätte, aus wessen Weingarten er stammte... Aber das ahnte er ja nicht; hatte er ihn doch von Franz Schad bezogen. Sonst hätte er ihm heute vielleicht nicht so gut gemundet.

V.

Seit Tagen lebte Theresie auf dem Bauernhofe ihrer Großeltern, aber die innere Unruhe, die sie mitgebracht, wollte nicht weichen von ihr. Auf dem Hofe regierte schon ein Bruder ihres verstorbenen Vaters, der Vetter Valentin. Die Großeltern saßen im Altenteil. Um so mehr Zeit hatten die beiden Alten für ihre Enkelin, das Stadtkind aus Ofen. Ihre Wirtschaft war recht klein. Sie hausten in dem alten Häuschen, das einst für die ersten Siedler war errichtet worden. Der Valentin hatte sich ein neues, großes auf dem Hofe gebaut, das sich sehen lassen konnte in der Hauptstraße. Denn an dieser lag der Bauernhof der Familie Maigraber. Die Straße, die das Dorf entzweischneidete, führte von Neuarad nach Lippa und über die Marosch hinüber nach Ungarn. In der Tiefebene hinter dem Dorfe aber dehnten sich die fettesten Weizenfelder der Gemeinde, sie liefen in langen Tafeln bis an den Fluß hinab. Etwa zehn große, mehrtausendköpfige deutsche Dörfer lagen breit und wuchtig auf diesem Wege als hätten sie die Zukunft dieser ungepflegten Wasserstraße zu hüten, die von Siebenbürgen herabkam, sich auf bequemen Umwegen in die Theiß wälzte, um mit ihrer hochmögenden Protektion zuletzt doch in die Donau zu gelangen. Und just in der Mitte dieser Straße von Arad bis Lippa konnte sich Schöndorf, ein mächtiges Viertel, auf einer Hochfläche gelegen, mit ferkengeraden Gassen. Zweihundert vom Anbeginn besiedelte Hausplätze mit Hof und Garten umgaben die im Mittelpunkt ragende Kirche, vor deren Pforte die Hauptstraße vorbeizog nach dem Osten. Einem Wald von Akazien und Maulbeerbäumen, die alle Gassen in Doppelreihen bevölkerten, glich das große Schwabendorf. Die Landwirtschaft blühte, die Viehzucht gedieh, alles, was man anfaßte, glückte, Weizen und Korn, Flach

und Tabak, Melonen und Obst aller Art reifte in Fülle und wenn die Schöndorfer auf dem Markt in Neuarad erschienen, da guckten die Händler. Von jenseits des Wassers liefen die Leute herbei um Schöndorfer Butter und Schöndorfer Obst. Die Tüchtigkeit dieser Kolonisten war weit berühmt, alt und jung konnte sich an Arbeit nicht genugtun. Ging einer in das Ausgeding, wurde er noch Bienenvater und Seidenzüchter.

So hielten es auch Thomas Maigraber und sein Weib, die Bas' Liesl. An der großen Arbeit auf dem Hofe hatten sie keinen Anteil mehr, die lag in jüngeren Händen, aber ihre kleine Welt bauten sie sich jedes Jahr von neuem auf und sie gedieh so nebenher wie von selbst. Die Bas' Liesl molk ihre Kuh, sie mästete zwei Schweine, sie pflegte ihre Blumen und ihren Krautacker und spann im Winter ihren Hanf, rasten wollte sie nicht. Der alte Thomas aber rauchte seine Pfeife im Garten bei den Bienen, er sammelte mit den Enkelkindern Maulbeerblätter für die Seidenraupen, er hatte da und dort Geschäfte, und im Winter, wenn das Schweineschlachten vorüber war, webte er im Hinterstübchen das Garn, das seine Alte gesponnen hatte. Ab und zu fuhr man auf den Markt nach Neuarad, manchmal auch nach Lippa, und wallfahrtete nach Maria Radua hinüber, im Herbst aber ging es sogar auf den großen Jahrmarkt nach Temeschwar. Da legte der Großvater dann die Spendierhose an und kaufte für das ganze Haus ein. Was er gefesht und gut verwertet hatte, das streute er mit vollen Händen wieder aus, er hatte für niemanden mehr zu sorgen und wollte freundliche Gesichter um sich sehen. So hielt er es auch mit der Außenwelt. Die erste Bratwurst schickte er immer dem Herrn Pfarrer, einen Honigtopf zur Akazienzeit der Frau Oberlehrer.

Die Bas' Liesl wetterte vergeblich gegen diesen Leichtflinn ihres Alten. Sie sparte heimlich für die Enkel in Ofen und ermahnte auch ihn oft, an diese zu denken. Er aber meinte, die hätten ja dort selber genug. Die Magdalen' hätte ihm nie recht gefallen. Und wer sich nicht um ihn kümmerte, aus dem mache er sich auch nichts.

Aber siehe da, eines Tages hielt eine Kalesche vor dem Tore und ihr entstieg ein schönes Fräulein, das sich Theresia Maigraber nannte. Und das war die Tochter seines verstorbenen Sohnes? Ei der Tausend, was aus der kleinen Resi geworden war! Der alte Thomas schmalzte mit der Zunge bei ihrem Anblick und traute sich gar nicht, die Hand zu nehmen, die sie ihm entgegenstreckte. Die Großmutter aber erkannte sie gleich. Hatte die Resi doch die Augen ihres Vaters. Ein bißchen blaß war sie und müde von der langen Reise. „War das awer g'scheit, daß du amol kumme bißcht!“ rief sie aus. „Und wau is die Motter?“

Es war ihnen gar nicht recht, daß sie ohne diese gekommen. Und vollends unverständlich, daß sie mit einem alten Herrn gereist sei, der sich nicht zeigte. Erst als sie dessen Namen nannte, erinnerte sich der Großvater, ihn vom Neuarader Getreidemarkt zu kennen. Der Herr Bruckmoser habe ihm ja auch schon einmal eine Fuhr Weizen abgekauft. „Sein die Regimentsagente wieder do im Land? Do gitt's g'wiß bald wieder Krieg,“ sagte er. Krieg gab es ja all die Jahre immerzu, die großen Herren, erzählte man sich, wollten in Frankreich wieder Ordnung machen, aber hier im tiefsten Ungarn wußte man wenig von diesen Welthändeln. Auf dem vorigen Jahrmarkt in Temeschwar ging wohl die Rede davon, daß der Palatin, der Erzherzog Josef, die ungarische Insurrektion aufbieten wollte, aber es scheint nicht

dazu gekommen zu sein . . . „Als dann der Bruchmoser hat dich uns gebrunge,“ sagte der Großvater, als er mit der Resi allein war, denn die Großmutter stand schon beim Herd draußen und bereitete dem Gast schnell eine warme Milchsuppe. „Und wo is er denn?“

„Der ist auf dem Getreidemarkt in Arad,“ erwiderte die Resi. „Hat gar viele Geschäfte im Land. In vierzehn Tagen kommt er wieder diesen Weg und wenn ich will, nimmt er mich mit.“

„Oho! Oho! Du werst wohl länger do bei uns bleibe müsse.“

„Das möcht' ich schon, Großvater, aber wer bringt mich heim nach Ofen?“

„Sel ist wahr. Uwer wer red't dann jetzt schon vom Abschiednehme . . . Du werst ja doch auch dein' Bruder besuche in Kraschowa? 's is freilich weit . . . Und wie geht's dann derhaam?“

Die Großmutter brachte die Milchsuppe, in die sie ein paar Scheiben Weißbrot geschnitten hatte und nun saßen sie alle drei beisammen und beredeten die vergangenen Zeiten. Alles, was sie von ihrem Vater wußte, mußte die Resi der Großmutter erzählen. Sie liebte diesen Sohn und war stolz auf ihn. Lange hatte sie um ihn getrauert.

Warum denn ihre Mutter nicht wieder geheiratet habe, wollte der Großvater von der Resi wissen, denn ein einschichtiges Leben tauge ja nichts. Und was denn mit ihr selber wäre, hätte der Alte auch gern gewußt, denn ein so blicksauberes Frauenzimmer könne doch nicht übrig bleiben. Da verwies ihn die Großmutter zur Ruhe, nannte ihn eine alte Weise, die sich vor Neugier nicht auskenne. Die Resi aber lachte. Das hätte keine Not mit dem Übrigbleiben, sagte sie. Und wenn sie einen Haufen Geld hätte, könnte sie sogar Baronin werden. Es stelle ihr einer nach.

„Geld? Hm . . .“

Der Scherz des Mädchens genügte, seinen Eifer abzukühlen. Ein Schatten von Mißtrauen war über sein heiteres Gesicht gehuscht und er fragte sich im Stillen: Warum ist sie auf einmal gekommen? Was will sie da bei uns? Aber das ging rasch wieder vorüber, denn die Resi gefiel ihm und sie machte ganz und gar nicht den Eindruck, als ob sie etwas bei ihm suche, das er selber nicht hatte.

Die Mutter quartierte den Großvater am Abend aus, sie schlug ihm ein Bett in der hinteren Kammer auf bei seinem Wehstuhl und nahm die Resi zu sich in die vordere Stube. Sie wird schon langsam erfahren, warum die Enkelin so unvermutet zu ihnen gekommen war. Aber vor dem Schlafengehen gab es noch große Gesellschaft. Der Valentin und die Seine waren herübergekommen, um sich mit dem Gast bekannt zu machen, die neugierigen Nachbarinnen stellten sich ein, Basen und Vettern kamen, um den seltenen Vogel zu sehen, der sich da niedergelassen hatte. Daß das Fräule in einer Kalesch' gekommen, das war nicht ohne Eindruck geblieben auf das Dorf. Sogar der Herr Pfarrer hatte schon nachfragen lassen, was denn der Vetter Thomas für einen noblen Besuch erhalten hätte. Theresie war ein Ziel der Aufmerksamkeit und der Neugier für so viele Augen geworden, daß sie sich unbehaglich fühlte vom ersten Tage an. Sie konnte diese Neugierde auch kaum befriedigen. Was wußte sie viel von der Welt? Aber die um sie versammelte Gemeinde war dankbar für alles. Und so erzählte sie ihnen vom Leben in Ofen und Pest und was sie vom Krieg und den Welthändeln gehört hatte. Auf die dringenden Fragen über Wien wußte sie keine Antwort, dahin war sie ja selber noch nicht gekommen.

Diese Neugierde des Dorfes dauerte ein paar Tage an; als alle wußten, daß

das Fräulein aus Ofen nur die Großeltern einmal heimsuchen wollte, versandete sie. Aber Theresie, die in ihrer steigenden Unruhe ein Asyl hier gesucht hatte, eine Zuflucht für den Fall der Not, mußte bald erkennen, daß der eingeschlagene Weg ein falscher war. Hier zuletzt war der Ort für ein weibliches Geheimnis. Die Großmutter ahnte augenscheinlich mehr als sie verriet. Und sie brachte es in einer Zwiesprache mit Theresie auch heraus, mit was für Zukunftsplänen sie sich trug. Daß der Erwählte noch nichts war und nichts verdiente, daß ihre Mutter dagegen sei und seine Eltern erst recht dagegen sein würden. „Kind, Kind, bei so was is kein Segen,“ sagte die alte Frau. „Was so ansangt, kann nit gut enden. Bleib' do bei uns, vergiß ihn.“

Als sie für solchen Rat nur Tränen als Antwort erhielt, da wußte sie genug. Sie drang nicht mehr in die Keßl, bei ihr zu bleiben... Solche Kümmernisse wurden in Ofen droben besser geschlichtet als hier im Dorfe. Das sagte sich auch Theresie und wich allen weiteren Fragen aus. Sie rang sich sogar eine gewisse Heiterkeit ab, nahm Anteil an den Passionen des Großvaters, fuhr mit ihm auf die Märkte nach Neuarad und Lippa, um sich die Umwelt ein bißchen anzusehen. Dabei ließ sich allerlei denken und planen. Sie besuchte mit dem Großvater auch den Herrn Pfarrer und ließ sich herbei, am Sonntag einmal in der Kirche zu singen. Da sie die heimliche Absicht dieser Reise in die väterliche Heimat vertieft sah, nahm sie diese, so wie sie genommen sein wollte und bestrebt sich, den besten Eindruck zu hinterlassen. Wer weiß, ob sie nicht eines Tages wiederkam... Mit ihm wiederkam. Der Herr Bruckmoser hatte ihr gerade diesen Plan als den aussichtsreichsten entwickelt. Er kannte die Rentmeister der kaiserlichen

schaftlichen Kanzleien im Banat, er wußte, daß sie oft Not an brauchbaren Amtsschreibern hatten, denn aus Wien wollte der zehnte nicht herunterkommen, sagte er, hier aber wuchsen bis jetzt nur Bauern. Vielleicht war wieder irgendwo eine Lücke. In Bogshan, in Esatad, in Lippa und Ujpecs waren solche Rentämter. Das in Krashowa zählte nicht mit, weil dort schon der Bruder war.

„Wer weiß! Wer weiß!“ sagte sie sich beständig. Und sie hatte auf dem Wochenmarkt in Lippa kein anderes Verlangen, als das Rentamt zu sehen. Sinnend stand sie vor dem einfachen Hause, das früher ein Salzamt war, sah sich die Umgebung an und dachte an Möglichkeiten, die weitab von allem lagen, was der Großvater da im Steueramt und im Grundbuch suchte und wovon er mit ihr plauderte. Einen Gedenkstein nur wies er ihr, der sie einen Augenblick ablenkte von ihren eigenen Angelegenheiten, er ward dem Andenken des Kaisers Joseph gesetzt. Daß er einst hier verweilte und drüben in Maria Radna, das verkündete dieser Stein der Nachwelt...

An einer Ecke saß eine Zigeunerin und sagte ihren weiblichen Marktkundschäften, die sich um sie drängten, für einen Kreuzer die Zukunft voraus. Diesen Spaß wollte auch sie mitmachen und der Großvater stimmte lachend zu. Als die Zigeunerin diesen herrischen Gast wahrnahm, schob sie alle anderen zurück und verlangte Platz für das schöne Fräulein. Durchdringend blickte sie Theresie in die Augen, rasch griff sie nach ihrer Hand. Und diese zitterte ein wenig. Die Domna habe einen Kummer, sagte die Alte. Sie erwarte etwas, das noch unsicher sei. Und sie stierte in die Fläche ihrer Hand, verfolgte deren Linien... Dann murmelte sie etwas in walachischer Sprache und Theresie sah sich hilflos um. Was sollte

sie damit machen. Auch der Großvater schüttelte den Kopf. Eine freundliche junge Frau, die vorüberging, fing diesen Blick Theresens an und trat heran. „Sag es noch einmal, Marissa!“ rief sie der Zigeunerin zu. Und die gefällige Frau übersetzte den Orakelspruch der Alten also:

Ganz nah' ist das Glück,
Das Herzleid noch fern.
Blick niemals zurück,
Dir leuchtet ein Stern.

Einen Sechser gab der Großvater der Wahrsagerin für dieses Sprüchel, das die Reisi sich fest einprägte. Der Übersetzerin drückte sie dankbar die Hand. Und diese sagte lächelnd: „Ja, unsere Marissa ist eine Dichterin.“ Damit ging sie ihres Weges, der zum Rentamt führte. Die Leute machten ihr Platz und grüßten sie höflich, der Großvater aber sagte: „Mir scheint, des war die Frau Rentmeisterin.“

Auf dem Heimweg arbeitete der Spruch der Zigeunerin wie ein Bohrwurm im Kopfe Theresens, sie murmelte ihn vor sich hin, sie zergliederte jede Zeile und setzte sich mit ihr auseinander... Ganz nah' ist das Glück... Sollte es möglich sein? Sollte sich in ihrer Abwesenheit etwas ereignet haben, das den Weg freimachte? Oder sollte der Herr Bruckmoser? ... Eine Dichterin sei die Marissa, sagte jene lächelnde Frau. Sie hielt offenbar nicht viel von dem Spruch, nahm ihn nicht ernst. Vielleicht nur eine Phantastie, eine Schmeichelei, um ein gutes Douceur zu ergattern. Aber warum redete sie dann gleich von Herzleid? Das hätte sie auch sein lassen können. Freilich, sie sagte, es sei noch fern. Noch? Noch? Dummes Wort. Wessen Leben verläuft ohne Herzleid? Und was der Schluß nur sagen will? Dir leuchtet ein Stern! „Ein Hoffnungsstern? Ein guter Stern? Nun, das sagte sie nicht; kein guter Stern, einfach ein Stern. Wem leuchtet

keiner? Sie hatte immer gehört, daß jeder Mensch dort droben einen Stern habe. Sie lachte zuletzt über den phantastischen Spruch. Aber er tauchte immer wieder auf in ihrem Innern und sie fühlte, daß sie ihn nie vergessen würde. Der Großvater, der neben ihr saß und die Pferde lenkte, wollte ihn auch noch einmal hören. Er fand ihn sehr schön, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte.

Seine Gedanken gingen auch ganz andere Wege. Er polsterte über die elende Straße, für die niemand mehr etwas tue. „Seit den Tagen des Grafen Mercy ist mir mehr für sie g'schehga,“ meinte er, „seitdem Wien sei' Hand von uns zieht und alles mehr und mehr dem Komitat überläßt, sein mer die Stiefkinder. Guck dir die Marosch an, wie die verludert is. Sie fließt wohin sie mag. Ob über unsre Wiese und Felder, des is dene Herre im Komitat und im Rentamt ganz gleich. Awer die Steuern, die wolle se pünktlich häwe.“

Hundert Beschwerdepunkte wußte er auf dem dreistündigen Heimweg aufzuzählen und er wünschte dem Lande nichts anderes, als daß wieder ein Kaiser Joseph aufstünde und Ordnung machte. Oder wenigstens ein Beamter, ein Rentmeister, der an die alten Vorschriften des Kaisers denkt und ihnen Respekt verschafft. Daß sein verstorbener Sohn, der Herr Oberfischkal, nicht in der Heimat hat leben mögen, daß er nicht dahier für seine Schwaben hat arbeiten wollen, das schmerzte ihn noch heute. Und er sagte es der Reisi, warum er ihre Mutter nie recht habe leiden können: weil sie ihm schon den Studenten abgefangen und ihn in Ofen festgehalten habe.

Die Therese konnte das verstehen. Und in ihr bildete sich ein Plan, von dem sie dem Großvater zwar noch nichts erzählen durfte, der aber so feste Ge-

Das Sinnenreich

Das Sinnenreich hat Fenster, Die betrachteten mit wichtigen Zeichen
da sehen Geister heraus, gar ernsthaft Sitte und Brauch;
hier' blaffe, bleiche Gespenster sie rüchten, ob wohl oder übel
in die Welt der Menschen hinaus. und rufen: „So trieben wir's auch!“

Das Sinnenreich hat Türen,
da strömen die Selen hinein.
Viel frasse Gänge führen
zum Werten und zum Verlieren --
zum Ziele nur einer allein.

Das Sinnenreich hat Räume,
die dehnen sich weit, so weit
in unübersicht'ne Fernen,
in ewige Einsamkeit.

Die wenigen aber, die kamen,
die finden erlöst hier Raub',
die schließten stumm die Lider
und trachten niemals wieder
des Sinnewels Fenster zu.

Erwin Reisinger

stalt annahm, daß sie ihm lächelnd versicherte, sie hätte gehört, daß bald ein neuer Amtsstreichler, ein künftiger Rentmeister, ins Banat käme, der hier Ordnung machen wolle.

„Gott gebe, daß das auch wahr ist!“ sagte er.

Und sie spann ihre Gedanken weiter, baute ihre Pläne immer höher in die Luft. Sollte sie nicht dem Herrn Strohmöser versprechen müssen, daß sie dafür sorgen würde, daß der Franz ihm seine Theehr' mache? Da war eine Aufgabe. Und sie wird schon darauf sehen, daß er sich für sie erwärmt. Und es war ausgemacht, daß sie nur hierher mit ihm wolle, wenn — wenn . . .

Ja, wenn! Es hing doch alles in der Luft, was sie da dachte und plante.

Gewiß war nur das Eine, daß sie nicht sehr viel Zeit hatte . . . Eine zitternde Klingel war in ihr, die sie immer nur auf Minuten vergaß, die aber in jeder Nacht größer und größer wurde.

Ganz nah ist das Glück, ganz nah! . . . Der Spruch summete ihr in den Ohren, als sie an diesem Abend zu Bette ging, er wiegte sie in den Schlaf. Wenn auch die Großmutter hatte ihn sehr hübsch gefunden.

Voll Sehnsucht wartete Theresse auf Strohmöser, sie zählte die Tage, die Stunden, denn es war eine große Theurbe in ihr. Und eine Ahnung sagte ihr, daß dabeiin etwas auf sie warte. Ob etwas Gutes? Seitdem ihr der Spruch der Zigeunerin im Blute lag, glaubte sie es selbst. — (Fortsetzung folgt.)

Kriegswitwen.

1.

<p>Du reichst mir jede Blume, ob ich sie auch gepflückt, du zeigst mir jede Schönheit, die dich und mich entzückt, auf meinen Wegen gehst du. wie einstmalß mir zur Seit',</p>	<p>ich kenn' nur jene Freude, die dich und mich erfreut. Wie hat sich meine Seele in deine tief gesenkt! Du bist mir nicht genommen, du wardst mir 'neu geschenkt.</p>
--	--

2.

Ein Fohlen graßt in weitem Hof,
es wird nie Sattel tragen.
Der Bauer aus Rautal der lange Frey,
liegt erschlagen. — — —

Sein Alt'ster auch nach Polen zog,
drei Knaben zum Abschied ihn küßten,
nur Raben wissen, wo er verreckt',
man zählt ihn zu den Vermißten.

Die junge Frau ward still und grau,
sie sagt: Er wird nicht mehr leben!
Doch wenn sie die Türe gehen hört,
sieht man sie heftig beben.

Sie sagt: Er kann nicht gefangen sein,
sonst hätt' er schon lange geschrieben.
Doch kehrt' einer heim, ward sie blaß,
leichenblaß ist sie geblieben.

Der zweite, man hatte ihn lieb im Dorf,
hat am Tonale gestritten,
sie schrieben der Braut, wie kühn er war
und daß er nicht lange gelitten.

Als ihn die Lawine zugedeckt,
so daß sie im Leuz ihn erst fanden,
sie haben ein Kreuz ihm angesteckt,
auch hat's in der Zeitung gestanden.

Der dritte hat achtzehn Sommer erlebt,
am Herd verfriert er die Sage,
daß er eine Jugend einst besaß,
klingt ihm wie ferne Sage.

Im Grauen sich sein Blick verliert,
 sein Gang: ein müdes Ziehen.
 Die Welt riecht nach Blut, er wird's nicht los,
 auch wenn die Weilschen blühen.

Die Leute loben die stille Frau,
 die fleißigste Frau auf Erden.
 Sie gräbt wohl ihrem Weh ein Grab.
 Wie tief müßt das doch werden?

Der Boden ist schwer, der Boden ist hart,
 die Sonne brennt und leuchtet,
 kein Regen fiel ihm seit langer Zeit,
 keine Träne hat ihn befeuchtet.

Der Kranke schleicht zärtlich sich heran,
 mit müden, müden Beinen:
 Ach Mutter, sah ich dich einmal nur,
 ein einziges mal nur weinen!

Er weiß nicht, daß sie in stiller Nacht,
 laut klagt den kalten Sternen,
 daß sie aufschreit in wildem Weh,
 es ruft in die ewigen Fernen.

Er weiß nicht, wie sie nach Ost und West
 entsendet viel tausend Boten,
 im Dorfe horchen sie voll Graun:
 Hört ihr's, heimkehren die Toten.

Er weiß nicht, wie sie verzweifelt flucht,
 in wildem Rasen und Leiden,
 bis sie ermattet niederbricht
 unter den trauernden Weiden.

Der Morgen graut, es weht so rauh,
 im Winde die Blätter beben,
 es taut durch die Lüfte auf Halm und Strauch —
 die Toten beweinen das Leben.

3.

Erst fiel er.
 Dann beide, die ich ihm erzog,
 da er mich rief,
 aus der Zwecklosigkeit meines Lebens.
 Sie waren nicht mein,
 sie sind's nie geworden,
 bei Gott, nicht durch meine Schuld!
 Meine Sorge galt ihnen,

mit Sorgen haben sie's gelohnt.
 Da sie klein waren,
 schenkte ich ihnen meine Nächte.
 Als sie groß wurden,
 stahlen sie meine Nächte
 und vergeudeten sie.
 Alles gab ich euch,
 ihr warft es weg.
 Wie hab' ich mit dem Teufel gekämpft,
 euch abzurufen.
 Ihr lachtet und fielt mich an.
 Ich hätte im Leben mehr Glück verdient,
 denn ich wollte Glück geben.
 Mehr Frieden,
 ich dachte ihn ändern zu schaffen.
 Fruchtlose Mühe!
 Sie haben mir's nicht gedankt,
 sie haben sich's nicht gedankt.
 Woher nur der wüste Blick,
 mit dem sie den Weibern durch die Kleider
 auf's Nackte starrten,
 der freche Sinn,
 die ekle Gier nach Lebenslust?
 Die aus jeder Pfütze trinkt?
 Nichts Edles, Hohes an ihnen,
 nichts von dem, was ich geben wollte,
 und besaß, was meine Seele besaß
 und wonach sie rang,
 nichts, was Frieden bringt,
 nur was Krieg erzeugt.
 Froh gingen sie in den Kampf.
 Sie haben mir die Hand zum Abschied gedrückt,
 wie man einen Hund streichelt.
 Nun sind sie tot!
 Hatten sie denn je gelebt?
 Nun sind sie tot.
 Wer merkt es?
 Es hat sie niemand geliebt,
 sie haben niemanden geliebt
 und mich gehaßt.
 O, ihre Mutter ließ Gott aus Erbarmen sterben.
 Als Helden sind sie gestorben?
 Armsel'ge Kunst!
 Ich habe als Held gelebt.

Siebenbürgisch-sächsische Töpferwaren

Von Emil Sigerus

Die Tonerde ist ein nahezu über die ganze Erdoberfläche verbreitetes Naturprodukt. Ihre Verwendung zur Herstellung von Gefäßen liegt so nahe, daß es hiezu keiner besonderen Erfindungsgabe bedurfte. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten wurden schon während den frühesten Anfängen der Kultur Gefäße aus lehmiger Erde geformt, die erst nur an der Sonne getrocknet, in späterer Zeit mit Stroh umwickelt am offenen Feuer und endlich dann, bei weiterem Fortschritt der Töpferei, im geschlossenen Ofen gebrannt wurden. So finden sich denn Tonscherben von benützten Gefäßen, wo immer man auf Spuren menschlichen Daseins stößt.

Fast ebenso alt, wie die Töpfererzeugnisse ist die Herstellung von Glas. Auf ägyptischen Grabmalen, die 1700 v. Chr. errichtet wurden, sind schon Glasbläser abgebildet, woraus zu schließen ist, daß damals die Anfertigung von Glasgefäßen sehr fortgeschritten war. In Siebenbürgen ist die Glasfabrikation bis in die Gegenwart stets auf einer sehr niederen Stufe stehen geblieben. Zwar ließ der Fürst Gabriel Bethlen „kunstreiche Glasmacher aus Murano bei Venedig nach Porumbach“ kommen, die aber nach des Fürsten Tod wieder in ihre Heimat zogen, wie der Schäßburger Chronist Georg Krauß berichtet. Die Glasfabriken wurden meist von ungarischen Edelleuten errichtet, um ihren Waldbesitz dabei zu verwerten. Von den Sachsen dagegen ward diesem Zweige der Keramik kaum Beachtung geschenkt. Ebenso stand es mit den feineren Majolikawaren, die im XIX. Jahrhundert in einigen Fabriken — Batiz, Görgeny u. a. D. — ebenfalls

nicht von Sachsen erzeugt wurden. Porzellan ist in Siebenbürgen überhaupt niemals fabriziert worden. Die siebenbürgisch-sächsische Keramik kann daher nur auf die Erzeugnisse der Töpferei beschränkt werden.

In der Volkskunst nimmt die Töpferei, da sie für wichtige Bedürfnisse des Haushaltes zu sorgen hat, von jeher eine hervorragende Stellung ein. Zwar wurden ihre Erzeugnisse vorerst für den bürgerlichen Haushalt hergestellt, während auf dem Dorfe, bei uns wie anderwärts, bis ins XVIII. Jahrhundert die Holzgefäße vorherrschten und bloß die einfachen Kochtöpfe aus Ton gemacht wurden. Aber aus dem Bürgerhaus wurde dann im XVIII. Jahrhundert das Tongeschirr vom Zinn, Glas und Porzellan verdrängt, und flüchtete sich hinaus auf das Land.

Es ist kaum daran zu zweifeln, daß unsere Vorfahren bei der Besitznahme ihrer neuen Heimat mit der Töpferei schon bekannt waren. Das Gewerbe der „Depner“ muß hier schon früh betrieben worden sein, denn bei der Regulation der sächsischen Zünfte im Jahre 1376 wurde unter den damals bereits bestehenden 19 Zünften auch jene der Töpfer angeführt. Aber die Kunstfertigkeit der sächsischen Töpfer kann leider nicht so weit zurück verfolgt werden! Von ihren älteren Erzeugnissen haben sich nur vereinzelte Ofenfacheln und ein kleines, in Rosenau ausgegrabenes Töpfchen aus dem XV. Jahrhundert erhalten; Töpfergeschirr aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert ist keines auf uns gekommen. Die mit 1696 bezeichnete Schüssel im Bruckenthal'schen Museum stammt aus

Oberösterreich und kam wohl mit dem Hausrat der im XVIII. Jahrhundert eingewanderten Landler hieher.

Wie Töpfereien hat sich überhaupt auch kaum nennenswerter anderer Hausrat aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert auf dem Lande erhalten, gewiß eine Folge der vielen, unsere Dörfer zerstörenden Kriege. Doch mag das Bauernhaus selbst bis ins XVIII. Jahrhundert sich bei uns, wie auch anderwärts, nur eines sehr dürftigen künstlerischen Schmuckes erfreut haben. Die Volkskunst, auch die keramische, hat sich erst im XVIII. Jahrhundert voll entwickelt und eine wertvolle kulturhistorische und künstlerische Ausbeute bietet

kenthal'schen Museum sind die ältesten auf uns gekommenen Stücke. Auf einer dieser ist der heilige Georg als Drachentöter, auf einer anderen ein Ritter zu Pferde, auf einer dritten ein geflügelter Löwe in Relief dargestellt. Obgleich diese noch im gotischen Stil gehalten sind, dürften sie doch nur dem XV. Jahrhundert angehören. Eine weitere Rachel, auf der ein noch sehr gotisierender Löwe in einer Vorderpranke das Hermannstädter Wappenschild, in der anderen eine Fahne mit der Aufschrift „Gott ist gerecht 1675“ hält, zeigt, wie lange sich alte Formen hier erhalten haben. Hierfür ist ein weiteres Beispiel die grün glasierte Rachel

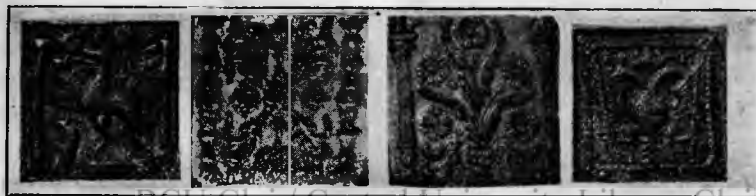


Abbildung 1.

erst die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts.

Sächsische Töpferzünfte bestanden nicht bloß in den Städten, sondern bereits im XVI. Jahrhundert in Birthäl'm, später auch in Agnetheln, Reisd und Leschkirch. Töpfer waren in mehreren Dörfern, so in Draas, Nadesch u. a., die meist an die Zunft des nächstgelegenen größeren Ortes Anschluß fanden. Der Bedarf an der so leicht zerbrechlichen Töpferware war eben ein großer. Die Tätigkeit der Töpfer erstreckte sich nicht nur auf Geschirr, sondern auch auf die Erzeugung von Rachelöfen. In Deutschland kam der Rachelofen im XIV. Jahrhundert in Aufnahme; in Siebenbürgen wahrscheinlich erst später. Aber auch hier ist die Ofenfachel ein volkskünstlerisch bedeutungsvolles Erzeugnis des Töpfergewerbes gewesen.

Einige unglasierte Racheln im Bru-

mit einem zweischwänzigen Fabeltier [Abbildung 1], die vermutlich nur dem XVII. Jahrhundert angehört. Auch auf den Racheln fehlt der österreichische Doppeladler, der in der textilen Volkskunst eine so große Rolle spielt, nicht. Weitere Ornamente der Racheln bilden stilisierte Blumen und Früchte, häufig von Säulchen flankiert, meist grün glasiert oder mit weißem Aufguß versehen, von dem sich dann das Reliefornament grün oder blau glasiert lebhaft abhebt.

Eine Sonderstellung nehmen die im XIX. Jahrhundert in Reisd hergestellten Rachelöfen ein. Bei diesen sind nicht die einzelnen Racheln mit dem sich wiederholenden Ornament verziert, vielmehr besteht der ganze Ofen aus weißen Racheln, über die hin ein einziger, die ganze Ofenfläche bedeckender Blumenstrauß mit dunkelblauer Glasurfarbe flott gemalt ist.

In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts verdrängte der gußeiserne Ofen den gemütlichen Kachelofen aus dem Bürgerhaus und nun war dieser nurmehr auf dem Dorfe zu finden. Im Bauernhaus hatte der Kachelofen häufig gewaltige Dimensionen angenommen. In Minarken steht noch ein solcher Koloss, der fast die Hälfte der Stube ausfüllt. Erst in den letzten Dezennien des abgelaufenen Jahrhunderts nahmen die Töpfer in unseren Städten die Herstellung der Ofenkacheln



Abbildung 2.

wieder auf, während bis dahin nur in Reisd und Agnetheln Kacheln gebrannt wurden. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die dortigen Töpfer mit Kachelöfen zum Jahresmarkt in die Stadt. In Reisd sind seither die Töpfer ausgestorben; in Agnetheln arbeitet noch ein Töpfer Kacheln.

Weit interessanter und origineller als unsere Kacheln ist das Töpfergeschirr, vornehmlich jenes unserer Volkskunst. Aberhaupt kann bei uns neben der textilen Volkskunst nur die bäuerliche Töpferei besondere Beachtung beanspruchen. Wir finden bei den Dorfstöpfern selbständige Kunstregung und Betätigung. Was Kiehl vom Volkslied sagt, kann man auf unsere bäuerliche Töpferkunst anwenden: „Die

Volkskunst ist gesund. Was heißt hier gesund? Man sagt wohl, was wahr und echt ist. Aber was ist wahr und echt? Eine Kunst, deren Form und Gedanke im Volke erwachsen, die nichts anderes ausspricht, als was diese Volksgruppe selbst fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen fühlt; solch eine Kunst ist allemal auch eine gesunde, wahre Volkskunst.“

Wenn schon in der einfachsten Töpferei sich künstlerische Elemente zeigen, so haben sich diese im Verlauf der Jahrhunderte immer mehr entfaltet, denn der Keramik stehen durch ihre Beziehungen zur Plastik und Malerei mannigfaltige künstlerische Möglichkeiten offen. Unsere Töpfer wußten nun diese Möglichkeiten wohl auszunützen! Bei den mächtig großen Weinkannen (Abbildung 2)* verwendeten sie gewöhnlich die Plastik und die Malerei. Meist sind diese Kannen in einer Farbe glasiert und mit aufgelegten Reliefornamenten geschmückt, wie die größere hier abgebildete Kanne, während die kleinere auf weißem Grund blaue Bemalung zeigt. Oft sind diese großen Kannen Meisterstücke, denn wenn ein Geselle als Meister in die ehrsame „Deppnerzsch“ aufgenommen werden wollte, so mußte er als Meisterstück eine Kanne von drei Maß Inhalt anfertigen. In solch' großen Kannen wurde der Wein aus dem Keller heraufgebracht. Zünfte, Nachbar- und Bruderschaften ließen für ihre Feste derartige Kannen, die dann die Namen der Besteller, meist auch noch Sprüche aufwiesen, machen. In diesen Sprüchen offenbart sich der natürliche Mutterwitz des Volkes. Auch sind sie manchmal nicht frei von Verbheiten und Zoten. Die große hier abgebildete Kanne ist, laut Inschrift, von dem Nachbarvater Johann Geiger in Kleinschelden bestellt worden und trägt vorne den Spruch:

*) Die Originale sämtlicher hier abgebildeten Gefäße sind im Besitz des Verfassers

„Zu einem frohen Bauren Leben — Muß der Schöpfer Wein auch geben — Denn ohne Wein und ohne Wein — Muß das Leben elend sein — Kommt das Trinken aus der Modt — Dann lauf ich nicht mehr vor dem Todt.“

In der Hermannstädter Gegend kommen derartige Weintaunen auch mit magyarischen Inschriften vor. Diese stammen aus Salzburg, wo noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Töpferzunft bestand.

Indes bilden diese Weintaunen keine siebenbürgische Spezialität; sie kommen z. B. auch in den österreichischen Alpenländern häufig vor. Dagegen können die großen Krüge [Abbildung 3] mit blauer Bemalung auf weißem Grunde schon beanspruchen, als eine Eigentümlichkeit unserer Volkskunst angesehen zu werden. Vornehmlich wurden sie in Draas, aber auch in Sommerburg und anderwärts hergestellt. Ihr Dekor ist dem Pflanzenreich entnommen; schachbrettartige Bänder schließen die sehr dick aufgetragene Bemalung an der Basis und dem Obertheil des Kruges ab. Die Abbildung zeigt zwei für diese Art von Krügen typische Stücke, die ein Zeugnis dafür sind, welch gesunder Sinn für Form und Schmuck einstens bei unserem Gewerbe zu finden war. Und weiter beweisen sie, daß nicht nur Fleiß und guter Wille, sondern auch ein besonderes Talent dagewesen sein muß, um derartige dekorative Stücke aus einem Lehmklumpen herauszuformen. Als Beispiel, wie hoch diese Krüge auch auswärts geschätzt werden, sei angeführt, daß der größere der hier abgebildeten Krüge Modell war zur Titelvignette der Spezialnummer des „Studio“ in London über die Volkskunst in Osterreich-Ungarn.

Ebenfalls in Draas, aber auch in Keisd und mehreren anderen Orten wurden die kleineren Krüge und Teller mit meist blauer Bemalung auf weißem Grunde

angefertigt [Abbildung 4, obere Reihe]. Die Krüge zeigen fast ausschließlich die gleiche Form, während das aufgemalte Ornament viele Variationen darbietet, weil es freihändig mit dem Pinsel aufgetragen ward. Da die kleinen Krüge und Teller in den Bauernstuben als Schmuckstücke Verwendung fanden und nur selten in Gebrauch kamen, haben sich davon viele bis auf unsere Tage erhalten.



Abbildung 3.

Eine Sonderstellung unter diesen kleinen Krügen nimmt der Humpen ein, der auf der Abbildung 4 rechts unten zu sehen ist. Er gehört der seltenen Gattung sächsischer Bauernutöpfereien an, deren zylindrische Form deutschen Einfluß verrät. Das Material bildet auch hier der gewöhnliche Töpferthon, der mit einem weißen Anguß versehen ist. Verziert sind diese Humpen mit einem senkrecht emporwachsenden Blumenzweig, der fünf bis sieben Blüten trägt in dunkelblauer Glasur, und nur selten ist der ganze Gefäßmantel mit kleinen Streublümchen in blauer Farbe übersät. Ebenso findet sich der erwähnte Blumenzweig bloß ganz selten auf Krügen von anderer Form. Diese Humpen kommen in zwölf verschiedenen Größen vor. Das

älteste Stück derselben trägt die Jahreszahl 1740, das jüngste 1752. Demnach wurde diese Gattung von Krügen nur durch zwölf Jahre angefertigt, u. zw. wahrscheinlich in oder bei Hermannstadt, da ihr Verbreitungsgebiet der ehemalige Hermannstädter Stuhl ist. Auch zeigt das Material und das Dekor, daß diese Humpen einer Werkstatt entstammen. Spätere Nachahmungen dieser Humpen kommen

schlingen, sind gewöhnlich gelb bemalt. Charakteristisch für sie ist der dünne weiße Anguß, der den roten Ton durchscheinen läßt. Nach den auf den Krügen vorfindlichen Jahreszahlen sind sie um die Mitte des XVII. Jahrhunderts 1743—1776 hergestellt worden. Ein Krug im Karpathenmuseum trägt nebst der Jahreszahl 1776 auch den Namen „Stefan Arh“. Ihrem Verbreitungsgebiete nach müßten



Abbildung 4.

wohl vor, doch sind diese an der weniger flotten Bemalung, der zerronnenen Farbe und grün schimmernden Glasur leicht zu erkennen.

An die Töpfereien des Orients erinnern jene schön geformten Krüge, die auf der Abbildung 4 in der Mitte unten zu sehen sind. Aus einem fast kugelig geformten Körper strebt ein schlanker Hals empor; der Henkel ist fast parallel mit dem Hals gerade gebildet. Ist schon diese sonst bei uns fremde Form dem nahen Orient entlehnt, so ist das mit der Dekorierung noch mehr der Fall. Die stilisierten Blumen, blau und grün, insbesondere aber das Fischschuppen-Ornament sind ausgesprochen orientalisches. Die Reliefringe, die sich um den Krug

diese Krüge in Hermannstadt und Leschkirch erzeugt worden sein. Ubrigens kommen auch Schüsseln in der gleichen Weise dekoriert vor, die jedenfalls der gleichen Werkstatt angehören, wie die Krüge. Von den Krügen hat der Burgberger Töpfer J. Kremer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr gute Nachahmungen gemacht, die er auf den Hermannstädter Jahrmärkten immer rasch verkaufte. Da er aber den Anguß dick auftrug, der rote Töpferton nicht durchscheint, die Glasur einen grünen Schimmer hat, sind diese neuen Krüge von den alten leicht zu unterscheiden.

Weitaus die reichste Entwicklung, was Technik und Dekoration anbelangt, haben die siebenbürgischen Sgraffittige-

fäße (ital. *sgraffiare* = kratzen) aufzuweisen. Bei ihnen liegt das künstlerische Moment weniger in der Form, als vielmehr im Dekor, das mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zur Geltung gebracht wird. Nicht bloß unter den siebenbürgischen Bauertöpfereien nehmen diese Sgraffiatigefäße eine hervorragende Stellung ein; auch außerhalb unseres Vaterlandes findet sich in der keramischen Volkskunst kaum, durch ihre Technik so charakteristische Er-

Töpferton benützen. Dieser wurde mit einem weißen Anguß versehen und gebrannt, dann die Kobaltschmalte aufgetragen, das Ornament ausgekratzt und das Gefäß zum zweitenmal gebrannt. Schließlich kam dann noch eine farblose Glasur auf das Gefäß, worauf dieses zum drittenmal in den Brennofen kam. Die Schwierigkeit der Technik besteht aber nicht bloß in dem dreimaligen Brennen, sondern vielmehr darin, daß die über den roten



Abbildung 5.

zeugnisse. Wohl wurde in der letzten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ähnliches Töpfergeschirr in Südböhmen erzeugt, das zu unseren Sgraffiatigefäßen möglicherweise die Anregung gegeben hat. Aber dies böhmische Geschirr, dem ohne Zweifel die Majoliken Oberitaliens zum Vorbild gedient haben, wurde aus einem hellgrauen, fast weißen Ton hergestellt, auf den dann die blaue Kobaltschmalte aufgetragen und aus dieser, sobald sie angetrocknet war, das Ornament ausgekratzt wurde. Die Herstellung unseres Sgraffiatigeschirrs war aber weit umständlicher. Ein weißer oder hellgrauer Ton stand unseren Töpfern nicht zur Verfügung und sie mußten daher den gewöhnlich roten

Töpferton gelegten Schichten — die weiße, die blaue und die farblose — beim Brennen des Geschirres vollkommen gleiche Eigenschaften aufweisen und ungemein sorgfältig vorbereitet werden müssen, da andernfalls Sprünge und Blasen auf dem Gefäß entstehen würden. Die gleichen Eigenschaften, die der weiße Anguß, die blaue Schmalte und farblose Glasur haben, ist der Grund, daß dieses Geschirr ausschließlich nur in blauer Farbe angefertigt wurde.

Wenn bei unseren übrigen Töpfereien der Ort ihrer Erzeugung nur vermutet werden kann, so ist dieser bei den Sgraffiatigeschirren bekannt. Es wurde in Reisd hergestellt.^{*)} Da das älteste bis noch he-

^{*)} E. Sigerus „Die siebenb. Sgraffiatigefäße“ Korr.-Blatt d. B. f. f. L. 1912 S. 49 uff.

kannte Sgraffiatigefäß mit 1777, das jüngste mit 1848 bezeichnet ist — beides Krüge, die auf der Abbildung 5 links unten nebeneinander zu sehen sind — so ist wohl anzunehmen, daß nicht nur ein Reisdler Töpfer dieses Geschirr anfertigte. Dafür spricht auch die Verschiedenheit der Ausführung. Die älteren Stücke, etwa bis 1806, sind viel besser sowohl in der Farbe, wie in der Zeichnung. Das leuchtende Blau und die mit Gewandtheit und Sicherheit ausgeführte Zeichnung bilden den höheren Wert dieser älteren Stücke.

Das Ornament, das infolge der Technik vertieft und weiß auf blauem Grund erscheint, ist vorherrschend der Pflanzenwelt entnommen. Bald sind es einzelne stilisierte Blumen oder Früchte, bald Blumensträuße, die den Krug oder die Schüssel schmücken. Von Tieren findet sich häufig ein auf einem Zweig sitzender Vogel; ganz vereinzelt kommen auch Hirsch und Bär vor. Auch wurden Krüge mit einem spizenartigen Ornament fast ganz bedeckt. Inschriften sind meist nur auf Schüsseln angebracht.*)

Neben Krügen, Schüsseln und Tellern, die noch recht zahlreich sich erhalten haben, ist mir nur eine Ofenfachel und ein Ofen- gesimsestück in Sgraffiatmanier bekannt, erstere im Karpathenmuseum, letzteres in meinem Besitz.

*) E. Sigerus: „Inschriften auf Sgraffiatigefäßen“ Korrespondenzblatt d. V. f. f. L. 1907, S. 96 uff.; 1910, S. 5 uff.

Mit vielem Geschick und sehr gutem Resultat hat der Töpfer Alfred Tockelt in Agnetsheln vor etwa acht Jahren die Sgraffiatitechnik wieder aufgenommen. Die Weihnachtsteller, die er 1912 und 1913 ausführte, waren recht gut.

Die Freude an einer, seinen einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen entsprechendem Töpfergeschirr wurde dem Bauer durch die billige, aber häufig geschmacklose Fabrikware leider verdorben. Das oft recht ordinäre Porzellangeschirr hat Eingang in das Bauernhaus gefunden, dem es zur geringen Zierde gereicht. Der Bauer, vielleicht noch mehr die Bäuerin, sieht, wie in der Stadt dieses Geschirr gekauft wird und hält diese Ware für vornehmer, als das Töpfergeschirr vom Jahrmarkt. Von jeher übernahm das Dorf auch das Schlechte aus der Stadt! So sind die reizvollen Erzeugnisse der keramischen Volkskunst schon fast ganz aus unseren Bauernstuben verschwunden. Aber auch das Töpfergewerbe hat einen Niedergang zu verzeichnen. Die Töpfer beschränken sich, mit Ausnahme des erwähnten Tockelt, bloß auf die Herstellung schmucklosen Gebrauchsgeschirrs, dem jede lokale Eigenart fehlt.

Der Sinn für die uralten alten Muster von Leinenstickereien wurde auch auf dem Lande wieder geweckt. Aber es ist kaum zu hoffen, daß auch die keramische Volkskunst aufersteht, so sehr es auch zu wünschen wäre!

Dem Tage zu —

Mir ist's in diesen weichverwehten Stunden,
da fern das Glück zur Raft gefehrt,
als hätte ich ein Kleinod aufgefunden,
das halt' ich hoch und meines Leides wert.

Die Nacht trägt Stille, wie aus tiefen Körben
die Rosen in das Dunkel glüh'n. —
Ich fühl' nur, daß aus blaffen Scherben
noch Düfte ins Entfagen blüh'n. —

Richard Jillich.

Eine siebenbürgisch-sächsische Stifterfamilie

Von M. Csaki

Daß das siebenbürgisch-sächsische Volk für seine Kulturgüter zu allen Zeiten die größten Opfer gebracht hat, lehrt seine Geschichte. Das „prudenter et circumspectus“, mit dem die Mitbewohner des Landes auch seinen Sparfamkeitssinn in unvoreilhaftester Weise zu deuten stets bemüht waren, will tatsächlich nur besagen, daß der Sachse unzweckmäßigen Handlungen und sinnlosen Ausgaben abhold ist, aber eine übersichtliche Zusammenfassung alles dessen was die Sachsen seit ihrer Ansiedlung in Siebenbürgen bis zum heutigen Tage an materiellen Gemeinschaftsopfern nicht immer nur für die eigenen Kulturgüter, sondern oft auch für die des Vaterlandes gebracht haben, würde den Erweis bringen, daß wohl selten ein Volk der Erde nach dieser Richtung größeres geleistet hat. Abgesehen von der Selbstbesteuerung der Gesamtheit für die Erhaltung ihrer Schulen und ihrer Kirche, ihrer Wohlfahrts-Einrichtungen und ihrer sonstigen Kulturbestrebungen und abgesehen von den oft sehr großen Beträgen, welche Vereine und Geldinstitute — viele von ihnen geradezu statutenmäßig — denselben Zwecken alljährlich zuführen, war und ist auch die Zahl der Privatpender überaus groß. Unter den vielen Stifternamen unseres Volkes ragt aber einer besonders hervor, das ist der Name Bruckenthal. Da mit dem Namen Bruckenthal verschiedene Stiftungen zusammenhängen, deren Bestimmungen und Stifter vielfach wechselt werden, so wollen die folgenden Zeilen eine kurze und zusammenfassende Übersicht der Geschichte dieser Stiftungen und im Zusammenhang damit soweit als

notwendig auch der Geschichte ihrer Stifter geben.

Der Begründer der adligen Familie Bruckenthal ist Michael Brekner, Königsrichter in Leschkirch, der wegen seiner loyalen Haltung während des „Kuruzenkrieges“ vom Kaiser mit dem Prädikat von Bruckenthal geadelt wurde. Von seinen beiden Söhnen Michael und Samuel hat der Letztere (1721—1803), begünstigt von einer außerordentlichen Begabung, einer überragenden kraftvollen Persönlichkeit und einem freundlichen Schicksal, im Dienste seines Volkes und Vaterlandes unter der Regierung Maria Theresias rasch von Stufe zu Stufe emporsteigend (1762 in den Freiherrnstand und schließlich 1777 zum Gouverneur Siebenbürgens erhoben) den Namen seiner Familie mit einem Ansehen und einem Glanz erfüllt, wie vor und nach ihm kein Sachse. Doch hat Bruckenthal nicht nur durch seine das gesamte Staatsleben umfassende politische Tätigkeit als Ratgeber seiner Kaiserin gewirkt und als treuer Sohn seines Volkes für dessen Wohl unentwegt gekämpft und seinen Familienwahlspruch „Fidem genusque servabo“ trotz der Bedrängnis jener berücktigten Rekatholisierungsperiode hochgehalten, sondern auch ausgestattet mit Liebe und feinstem Verständnis für Kunst und Wissenschaft während seines langen Lebens mit den ihm zur Verfügung stehenden reichen Mitteln eine so große Menge von Büchern und Kunstwerken erworben, daß er am Schlusse seines Lebens den hochherzigen Entschluß fassen konnte, seine Sammlungen in der Gestalt eines Museums der Öffentlichkeit zu hinterlassen.

So heißt es in seinem Testament von 1802, in dem er nach Einsetzung des Enkels seines Bruders Michael, namens Johann Michael Josef, Oberlandesverwalter des von ihm errichteten Fideikommissvermögens neben anderen Legaten auch der Hermannstädter ev. Kirchengemeinde 8000 Gulden zur Restaurierung der Stadtpfarrkirche und zur besseren Besoldung der Lehrer widmet: „. . . Ich nehme in diesem Falle (Aussterben der Familie im Mannesstamm) von meinem Vermögen aus die Bibliothek, die Bilder und Kupferstiche, dann die Mineralien, Antiquen und Münzensammlungen, als welche ich hiemit in ihrer Vollständigkeit, zusammt dem darzu ausgelegten Unterhaltungskapital der 36.000 Gulden auf den eintretenden jetzt gemeldeten Fall zum immerwährenden Eigenthum des Hermannstädter evangelischen Gymnasiums, ausdrücklich gewidmet, legieret und unwiederruflich geschenkt haben will. Weswegen zur Erhaltung der Integrität dieses Instituts gleich nach meinem Ableben der jedesmalige Stadtpfarrer der ev. Ecclesie in Hermannstadt, sammt einem weltlichen Mitglied des ev. Oberconsistoriums, die Ober-Aufsicht und Mitdirektion darüber führen und darauf Sorge tragen sollen, damit alles genau, meiner diesfälligen Stiftung gemäß beobachtet werden möge.“

Es ist demnach das Bruckenthalische Museum eine Stiftung des Gubernators Baron Samuel von Bruckenthal und stiftungsgemäß Eigenthum des evangelischen Gymnasiums in Hermannstadt, zugänglich und unentgeltlich für jedermanns Benützung. Der Stifter hatte überdies verfügt, daß das Museum für alle Zeiten in dem von ihm um 1780 auf dem großen Ring in Hermannstadt errichteten Palais untergebracht bleiben solle, eine Verfügung, die später für die jeweiligen Besitzer des Palais als eine

schwere Servitut erscheinen mußte. Deshalb bestimmte Baron Josef v. Bruckenthal, Landesgerichtspräsident (1803 bis 1867), daß in dem vom Gubernator vorgeesehenen Falle des Aussterbens der Familie im Mannesstamme auch das Palais in den Besitz des Hermannstädter evangelischen Gymnasiums übergehen solle, eine Bestimmung, die von seinem Sohne Hermann v. Bruckenthal nicht nur bestätigt, sondern auch dahin erweitert wurde, daß das Palais nie veräußert werden dürfe.

Eine andere große, später durch einen aufregenden Prozeß berühmt gewordene Stiftung ist die des Baron Carl von Bruckenthal (1784—1857). Dieser war unverheiratet und hatte im Verlaufe der Zeit durch Sparsamkeit und gute Wirtschaft ein außerordentlich großes Vermögen erworben, das er als Fideikommiß seinem Neffen Josef (1803—1867) hinterließ mit der Bestimmung, daß im Falle des Aussterbens der Familie im Mannesstamme das gesamte Vermögen in den Besitz der Hermannstädter evangelischen Kirchengemeinde übergehe und zu folgenden Zwecken zu verwenden sei:

1. als Baufond zur Erhaltung der großen ev. Kirche in Hermannstadt;
2. zur Erhaltung und Dotation des evangelischen Gymnasiums und Schullehrerseminars daselbst;
3. zur Verstärkung des Hermannstädter evangelischen Waisenfondes;
4. zur Unterstützung der evangelischen Hausarmen dieser Stadt.

Im Jahre 1872 starb Baron Hermann von Bruckenthal, ohne Nachkommen zu hinterlassen, und damit war der von den Stiftern vorgesehene Fall eingetreten, und nun hätte das Gymnasium der Stiftung gemäß das Palais mit dem Museum und die Hermannstädter evang. Kirchengemeinde das Carl Baron Bruckenthalische Fideikommißvermögen in Besitz nehmen

sollen. Da erhob unerwartet ein Nachkomme einer magyarisierten Seitenlinie der Familie, Baron Ghula von Bruckenthal (geb. 1833, gest. vor einigen Jahren), trotz der klaren Bestimmungen der Stif-

auf das Palais und das Fideikommißvermögen. In der ersten Instanz wurde er zwar mit seinen Ansprüchen abgewiesen, aber in zweiter Instanz gewann er den Prozeß, so daß die Aussichten



Baron Samuel v. Bruckenthal.

tungsurkunden Ansprüche auf sämtliche Stiftungen. Der damit beginnende Prozeß dauerte mehrere Jahre lang und hielt die Öffentlichkeit durch seinen wechselnden Verlauf in beständiger Spannung. Wohl ließ der Prätendent angesichts der klaren Bestimmungen des betreffenden Stiftesbriefes seine Ansprüche auf das Museum nach kurzer Zeit fallen, aber nicht auch

auf einen günstigen Ausgang desselben bei der unfreundlichen Stimmung der Machthaber gegenüber den Sachsen außerordentlich geringe waren. Doch ließ man den Mut nicht sinken: es arbeiteten nicht nur die tüchtigsten Volksgenossen, voran der damalige Hermannstädter Stadtpfarrer D. Friedrich Müller, für das verletzte Recht und wurden die hervor-

ragendsten Rechtsanwälte für die Führung des Prozesses gewonnen, sondern es wurden auch Rechtsgutachten der Buda- pester, Wiener und Berliner Universität eingeholt, wodurch die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt auf den Verlauf dieses Prozesses gelenkt wurde. Sein Ausgang in dritter und letzter Instanz lohnte die aufgewendete Mühe: Der Prätendent Baron Gyula von Bruckenthal wurde mit allen seinen Ansprüchen ab-

gewiesen. So verdankt das sächsische Volk, beziehungsweise die gesamte vaterländische Kulturgemeinschaft der Familie Bruckenthal in dem Museum ein Kulturinstitut ersten Ranges und die Hermannstädter evangelische Kirchengemeinde in dem Bruckenthalischen Fideikommissvermögen die Mittel, mit denen es ihr möglich war, die auf ihr lastenden vielen und großen Aufgaben, besonders auch in den letzten schweren Kriegsjahren möglichst zu erfüllen.

Stammbaum der Familie Bruckenthal.

Michael Brekner v. Bruckenthal					
1676—1736					
Michael		Samuel		4 Töchter	
1716—1773		1721—1803			
		1 Tochter			
Michael		Samuel		Peter Carl	
1746—1813		1749—1809		1753—1807	
				Martin	
				1 Tochter	
Michael, 5 Töchter		1 Tochter		Joh. Michael Josef	
Gyula Afos 3 Töchter		1833		1781—1859	
				Karl	
				1784—1857	
				Sophie	
				verm. B. Geringer	
Josef		Samuel		Louise	
1803—1867		1818—1849		Sophie	
				verm. Barczai	
				Antonie	
				verm. Barczai	
				Bertha	
				verm. Graf. Beldi	
Hermann		Wilhelmine		Josefine	
1843—1872		verm. B. Mylius		verm. B. Rosenfeld	

Sonnenuntergang

Die Sonne sinkt. Wir sehn ein Zauberland,
 darin erstirbt des Rotlichts stolzes Prunken . . .
 am Turm der Burg verglühn die letzten Funken,
 auf Bergeshöhn erlischt der letzte Brand.

Nun sind die Sonnenwunder all versunken . . .
 der Abend bringt vom fernen Märchenstrand
 ein Heer von neuen, fremd und unbekannt,
 wir sehn und schaun und staunen schönheittrunken.

Ein andres Reich entsteht vor unsern Blicken,
 was lebte, stirbt, was tot war, lebt und spricht,
 und dieses schafft wie jenes uns Entzücken.

O Welt des Wechsels! Welt des Ewig-neuen!
 Was willst und webst du? — Ach, wir ahnen's nicht,
 wir dürfen uns an deinem Blick nur freuen.

Alfred Roth

Vom Seelenbegriff

Eine psychologische Plauderei

Von Dr. Béla Kévéfy

Am 12. Februar 1804 soll in Königberg auf der Schmiedebrücke ein Soldat die Vorübergehenden mit folgenden Worten auf ein zartes Wölkchen aufmerksam gemacht haben, welches am sonst wolkenlosen Himmel im Zenit schwebte: „Scht, dies ist die Seele Rauts, die gen Himmel fliegt.“ Am selben Tage war nämlich der große Philosoph gestorben und die Nachricht hatte sich mit Windeseile in der ganzen Stadt verbreitet. Der schlichte Soldat aber hatte einer Ansicht Ausdruck verliehen, welche seit den ältesten Zeiten diejenige der meisten Menschen in allen Kontinenten und der Anhänger der meisten Religionen war, nämlich daß nach dem Tode das belebende Element des Menschen Hülle verläßt und in höhere Regionen entschwebt.

Während des Lebens ist etwas im Menschen, was ihn atmen, sprechen, handeln macht. Im Augenblicke des Todes hören alle diese Bewegungen auf, es entweicht ihm ein Etwas, was sicherlich die Ursache der Bewegungen sein mußte, eben die Seele. Daß jene Bewegungen aber aufhörten und der Zustand der Bewegungslosigkeit, der Tod, in dem Augenblick eintrat, als der letzte Atemzug dem Munde des Sterbenden entfloß, deutete darauf hin, daß das bewegende und lebengebende Prinzip etwas körperlich Unfaßbares, eine Art Luft oder ein Hauch gewesen sein mußte. Auf diese Auffassung weisen die Ausdrücke der verschiedensten, auch untereinander nicht verwandten Sprachen hin, in welchen das bewegende, das belebende, dem lebenden Menschen eigentümliche Element Luft, Hauch, Geist benannt wird. Verschiedene

alltägliche Geschehnisse, wie der Schlaf und der Traum und ungewöhnliche Ereignisse, wie Ohnmacht infolge von Verwundungen und Krankheiten, mögen den Armenischen darin bestärkt haben, daß ein unsichtbares und ungreifbares, nicht körperliches Element, eben der Hauch oder eine Art Luft, den lebenden Menschen bewegt. Denn im Schlafe schen der Mensch eines Teiles seiner Bewegungsfähigkeit beraubt: er atmete zwar und bewegte sich manchmal, aber eine freiwillige Bewegung war dies nicht, und beim Erwachen erinnerte er sich nach dem traumlosen Schlafe nur an das vor dem Einschlafen Geschehene. Es muß demnach, so mag er gedacht haben, das bewegende Element während der Ruhe teilweise aus ihm entwichen sein. Und erst der Traum! In diesem Zustande sah er längst verstorbene Verwandte und Bekannte, längst gesiehene Gegenden und längst vergangene Geschehnisse. Offenbar war das ihn belebende Element während des Traumes aus ihm entwichen und hatte sich in den ewigen Jagdgründen der Verstorbenen umhergetrieben. Und wenn jemand aus langer Ohnmacht erwachte, in welcher er sich gar nicht oder nicht bemerkbar bewegt hatte, so mußte für den Armenischen oder den primitiven Menschen von heute das beim Aufhören des Ohnmachtsanfalles hörbare und sichtbare tiefe Einatmen die Wiederkehr des für eine Zeit entwichenen Faktors bedeuten.

Diese Auffassung, die Seele sei eine Art Hauch oder Luft, war, wie schon erwähnt, aller Wahrscheinlichkeit nach die älteste, denn wir finden sie in den ältesten Kulturen aller Kontinente. Sie war aber

und ist noch heute die am weitesten verbreitete, denn sie steht dem nicht wissenschaftlichen, naiven, dennoch aber logischen Denken am nächsten, besonders da diese Auffassung in den heiligen Büchern der meisten Religionen niedergelegt ist. So beruht die Seelenlehre der den Juden, Christen und Muhammedanern — also etwa der Hälfte der Menschheit — heiligen Bücher auf der Bibel und diese schöpft wieder aus dem babylonischen Kulturkreise, welcher seinerseits wieder wahrscheinlich aus dem sumirischen Kreise schöpft. Auch die Auffassung der Zeitgenossen Homers (IX. Jahrhundert v. Chr.) stand in dieser Hinsicht der eben angedeuteten nahe. —

Da aber unser heutiges wissenschaftliche Denken auf demjenigen des klassischen Altertums, besonders dem der Griechen beruht, so ist es von Wichtigkeit ihrer Auffassung von dem belebenden Prinzipie geschichtlich näher zu treten.

An der Wende des VI. Jahrhunderts v. Chr. suchte in Griechenland eine philosophische Schule ein das ganze Universum umspannendes und es bewegendes Prinzip. Der eine fand es im Wasser, der andere in der Luft, der dritte im Feuer, der vierte im reinen „Erstieren“. Daß ein anderer Philosoph als Prinzip der Welt unzählige kleinste, sich bewegende Körperchen (nach Analogie der heute angenommenen Atome) und wieder ein anderer die vier Elemente — Feuer, Wasser, Luft, Erde — als Prinzip des Universums annahm, hat nichts zur Sache. Was sie alle suchten, war eine einheitliche Erklärung des Weltalls, etwas, was im ganzen Universum vorhanden war, mit einem Worte: eine Art Grundstoff. Wenn nun ein Prinzip die ganze Welt durchdrang, wenn diese nur aus einem Stoffe bestand, so mußte konsequenterweise dieser Auffassung nach auch das den Menschen belebende Etwas aus Stoff bestehen.

Dann kam Plato. Für ihn war die Seele, das Belebende, eine „Idee“. Was haben wir unter einer Idee im Sinne Plato's zu verstehen? — Die ganze für uns sichtbare Welt ist vergänglich, sie ist nicht einmal die wirkliche Welt, denn diese letztere existiert in unermesslicher Höhe, im Schoße des Schöpfers aller Dinge. Woraus besteht nun diese so entfernte eigentliche Welt? Ein Berg, ein Mensch, ein beliebiger Gebrauchsgegenstand sind entstanden, sie werden auch vergehen. Aber was allen Bergen, allen Menschen, allen Gebrauchsgegenständen einer Art gemeinschaftlich ist, die „Idee“ des Berges, Menschen, Gebrauchsgegenstandes etc. ist ewigdauernd und ist in der unsichtbaren, aber der eigentlichen Welt. Auch die Seele ist für Plato eine Idee. — Das den einzelnen Menschen belebende Prinzip existiert eigentlich nicht, aber in lichtvollen Höhen schwebt die „Idee“ der Seele, nämlich das allen Seelen gemeinschaftliche als etwas unvergänglich Ewiges.

Für Aristoteles war die Seele eine Betätigung gewisser Körperformen, ein bewegendes Prinzip, welches nur in gewissen organischen Körpern die Seele dieses Körpers bewegen konnte. Dieser große Philosoph war der erste, der sich mit wirklicher Psychologie beschäftigte, d. h. er studierte die Reaktion des fühlenden und denkenden Menschen gegenüber der Außenwelt.

Nachdem die bisher genannten Großkönige des Denkens gebaut hatten, waren bis Ende des Altertums unzählige Kärner mit der Nachlese beschäftigt. Viel Richtiges wurde noch produziert, aber in dieser Beziehung war das Altertum erschöpft. Nur im III. und IV. Jahrh. unserer Zeitrechnung entstand in der Schule der Neuplatoniker, allerdings schon unter dem wesentlichen Einflusse des neuerstandenen Christentums, eine neue Auf-

fassung von der Seele. Für die Neuplatoniker war die Seele eine Emanation Gottes, d. h. etwas aus Gott Hervorgestrahltes, wie etwa Licht aus einer Feuerquelle hervorstrahlt. Als Erstes, als Prinzip, galt dieser Schule Gott. Aus diesem entsteht als Zweites, wie ein Spiegelbild aus dem gespiegelten Gegenstande, der Gedanke. Wie nun Gott den Gedanken hervorgebracht hat, so bringt dieser als Drittes die Seele hervor. Aus dieser entsteht erst der Körper.

Man sieht, dieses System, so interessant es auch sei, ist eigentlich kein wissenschaftliches, denn es hat zum Ausgangspunkte Glaubenselemente.

Nun kam die Nacht des Mittelalters. Zwar glückten einige Sterne erster Ordnung am Himmel der Wissenschaft, aber keine leuchtende Fackel erhellte die Jahrhunderte währende Dunkelheit. Nur hie und da paßte einer oder der andere der großen Kirchenväter bald die Lehre Platons, bald die des Aristoteles oder eines ihrer Schüler seinen kirchlichen Anschauungen oder den unerbittlichen Normen der Kirche an. Und der Araber Averroes nahm im Anschluß an einen alten griechischen Denker eine Weltseele an, aus welcher jeder Mensch bei der Geburt seinen Seelenteil erhalte, die beim Tode wieder in die Weltseele ströme, etwa wie alle Menschen einer Sonne ihren Anteil an Licht und Wärme entnehmen.

Die Philosophen und Ärzte der Renaissance nahmen wieder die Lehre vom Seelenbegriffe der Alten auf und paßten sie ihren moderneren Anschauungen an. Nur einige von ihnen, so der berühmte Giordano Bruno, nahmen eine Allbeseeltheit des ganzen Universums, auch der Materie an.

Die eigentliche Neuzeit entstand aber erst mit den Denkern des 17. Jahrhunderts, dem Engländer Bacon, dem Franzosen

Descartes und dem Deutschen Leibniz. Während der erstere sich die Seele, wie die Griechen vor Plato, als eine zwar sehr feine, aber immerhin materielle Substanz vorstellte, erklärte der Franzose, Gedanken und Leidenschaften machen das Wesen der Seele aus. Sogar einen gewissen Teil des Gehirnes, die Zirbeldrüse, bezeichnete Descartes als den Sitz der Seele. Und Leibniz, der, wie die altgriechischen Atomisten, sich die ganze Welt, Gott mit inbegriffen, als eine Unendlichkeit von allerkleinsten, Monaden genannten Körper vorstellte, mußte folgerichtig auch die Seele als Monade betrachten. Die großen englischen Philosophen des XVII. u. XVIII. Jahrhunderts befaßten sich mehr mit dem Wie? der seelischen Vorgänge als ihrem Woher?

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß man bis zur Wende des XVIII. Jahrhunderts unter Seele das bewegende, das belebende Prinzip im Menschen verstanden hatte. Nur Descartes hatte begonnen, der Seele psychische Eigenschaften beizulegen. Auch Aristoteles hatte in dieser Richtung gearbeitet, aber auch für ihn bedeutete die Seele noch das Prinzip des Lebens, eine Lehre, welche der sogenannte Animismus und der ihm verwandte Vitalismus offenbarten.

Erst dem großen deutschen Arzte Albrecht von Haller (1708—1777) gelang der große Wurf, das körperliche Leben vom psychischen zu unterscheiden: Das körperliche Leben ist eine an verschiedene Organe gebundene Reihe von physiologischen Prozessen, während die seelische Wirklichkeit eine ganz eigene Reihe von Geschehnissen ist. Diese durch von Haller gefundene Wahrheit mußte nun die Richtung der physiologischen und psychologischen Forschung in fruchtbarster Weise beeinflussen.

Der Materialismus der französischen Philosophen vor der Revolution be-

trachtete die Seele als eine Funktion des Gehirnes und dieses letztere als das Organ der Seele.

Der große Kant hatte kein Vertrauen zur ganzen Psychologie und drückte sich über alles Psychologische sehr zurückhaltend und vorsichtig aus. Seine Nachfolger, Fichte, Hegel, Schelling beschäftigten sich wenig mit dem Seelenbegriff oder betrachteten den Körper als ein aus der Seele gewordenes Etwas. Für die Materialisten des XIX. Jahrhunderts bedeutet die Seele, so wie für die Materialisten des XVIII. Jahrhunderts, eine Funktion des Gehirnes. Dieses Organ sollte nach ihnen Gedanken und Gefühle so hervorbringen, wie etwa die Leber Galle und die Niere Urin erzeugt. Dieser Richtung steht nahe die der energetischen Schule mit Ostwald an der Spitze.

Endlich studiert die Physiologie im XIX und am Anfange des XX Jahrhun-

berts den Bau und die Funktionen des Gehirnes, ohne sich besonders um die Seele zu kümmern.

Und was sollen wir heute unter Seele verstehen? Seien wir aufrichtig: Wir wissen es nicht. Immerhin gehen wir nicht fehl, wenn wir mit dem Altmeister der Psychologie, dem ehrwürdigen Wundt sagen: Seele ist die Gesamtheit der inneren Erfahrungen des Menschen. Das Seelische ist kein Gegenstand, sondern eine Reihe von Geschehnissen. Diese sind nicht im Raume, sondern in der Zeit. Das hervorstechendste Zeichen und das Ziel des Seelischen nach Wundt — und nach der am allgemeinsten verbreiteten Auffassung — ist das Streben, das Wollen. Das Wesen des Seelischen ist demnach nicht Fühlen, Denken, also etwas Ruhig-Beschauliches und demnach Passives, sondern das nach vorwärts strebende Wollen, also etwas höchst Aktives.

Empire.

Blank marmorne Säulen beschirmen das Tor
des Schlößchens vom Parke umgeben,
aus schattigen Lauben bliken hervor
Gestalten, und an den Sockeln empor
klettern Efeu und wilde Reben.

Blau schillernde Vögel schmiegen sich weich
zu Füßen alternder Damen
und Herren in hochgeschlossnem Kleid,
die aus einer helleren, schäfernden Zeit
wie taumelnd zum Heute kamen.

Ein leiser Schauer webt über der Pracht,
ein Ahnen von Schicksalstücke;
und aus dem plätschernden Brunnen lacht
wie zerprungene Glöcklein, sichernd und sacht
ein Skelett mit weißer Perücke.

Erwin Reizner.

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Gernanustadt, am 16. Juli 1919.

Die Entente hat den Krieg gegen den deutschen Imperialismus geführt. Wilson ging noch weiter und sagte, er führe ihn gegen den Imperialismus überhaupt. Tatsächlich hat Präsident Taft schon vor dem Kriege die Forderung nach allgemeiner Abrüstung und Schaffung eines Schiedsgerichtes erhoben. In ähnlicher Weise nahm die gegenwärtige amerikanische Regierung auch gelegentlich des U-Bootstreites für die Gleichberechtigung aller Staaten auf dem Meere Stellung. Das Ziel der Wilsonschen Politik schien also bis vor einem halben Jahre tatsächlich noch die allgemeine Völkerveröhnung zu sein. Daran haben Graf Hertling und Prinz von Baden in Deutschland und Lammasch in Österreich geglaubt. Heute nun liegen die Ergebnisse der Friedenskonferenz vor und gerade Prinz von Baden, Philipp Scheidemann und Lammasch sind die am schwersten Enttäuschten.

Bis vor Kriegsbeginn haben die beiden europäischen Bündnisysteme die Grundlage der zwischenstaatlichen Politik gebildet. Dreiverband und Dreibund waren ungefähr gleich stark in ihrer Macht, so daß schon das ungeheure Risiko, das mit einem Krieg verbunden war, jede der beiden Gruppen von Verwicklungen zurückhielt. Es entspann sich infolgedessen ein atemloser Wettstreit der beiden Verbände um die Vorherrschaft in der Macht. Die Entente versuchte die Lockerung des Bündnisses der Dreibundmächte und die Sprengung des österr.-ung. Staatsverbandes. Beides ist ihr gelungen und sie hat den entscheidenden

Kampf auch tatsächlich gewonnen. Aber die zwischenstaatliche Gleichgewichtspolitik ist trotzdem eine der größten Konzeptionen der Geschichte gewesen, eine Konzeption, deren Vorbild die berühmte Politik der Scipionen im Kampfe Roms gegen Karthago war. Beide Bündnisgruppen sind imperialistische Verbände gewesen, wenn man unter Imperialismus das Streben nach Weltgeltung verstehen will. Aber es konnte keine ohne das Risiko großer Verwicklungen selbständig in die zwischenstaatliche Politik eingreifen. So bildeten sie infolge dieses Gleichgewichtes der Kräfte und der Unmöglichkeit der Auslösung der ihnen innewohnenden Spannung Jahrzehnte hindurch doch eine Bürgschaft des Friedens. Der Weltkrieg hätte jedenfalls einen tiefen, klar erkennbaren Sinn gehabt, wenn an Stelle dieses imperialistischen Strebens verschiedener Mächtegruppen eine wahrhaftige Völkerveröhnung getreten wäre.

Was uns der Friedensschluß mit dem Deutschen Reiche und vor allem die Verhandlungen mit den Nachfolgestaaten der österr.-ung. Monarchie zeigen, führt allerdings zu anderen Schlußfolgerungen. Das Ziel der Entente ist erreicht: der deutsche Imperialismus ist tot. Aber an seine Stelle scheint nach den Bestimmungen des Artikels 5 des deutsch-österreichischen Friedensvertrages nicht die Völkerveröhnung, sondern der Imperialismus der Wenigen, der politische und vor allem der wirtschaftliche Imperialismus der führenden Großmächte der Entente treten zu sollen. Es ist, als ob politischer Imperialismus und wirtschaftlicher Kapitalismus eins würden und ein gewaltiger

Staatentruß für Europa entstände. Dies erkennen auch die neugeschaffenen Staaten Mitteleuropas, die sonst einer hoffnungsvollen Entwicklung entgegengehen, und erheben mit Recht Einspruch gegen die wirtschaftlichen Bestimmungen des deutsch-österreichischen Friedensvertrages. Die Wegnahme der Kolonien Deutschlands und die Vernichtung der deutschen Volkswirtschaft werden viele als Gewähr dafür ansehen, daß Deutschland nicht mehr imperialistischer Staat werden kann. Wirtschaftlich aber bedeutet diese Maßnahme gleichzeitig fast die vollständige Ausschaltung Europas vom Weltmarkt. England überspannt jetzt das ganze Kolonialgebiet von der Südspitze Afrikas über Ägypten bis nach Persien und Indien. Amerika ist im Kriege der Staat mit dem größten Kapital und der leistungsfähigsten Industrie geworden. Heute ist Europa tatsächlich ganz Einfuhrland und kann infolge der großen Valutaverluste, die auch alle der Entente verbündeten Staaten getroffen haben, aus der volkswirtschaftlich unerträglich hohen Lebenshaltung nur durch angestrenzte und ungehinderte eigene Arbeit herauskommen. Wird diesen Staaten die Bewegungsfreiheit geraubt, so werden sie wirtschaftlich in zehn bis fünfzehn Jahren vor dem Zusammenbruche stehen. Regierungspräsident Maniu hat in seiner den Bukarester Journalisten vor einigen Tagen gewährten Unterredung ebenfalls ausdrücklich auf die Unannehmbarkeit der Bestimmungen des Artikels 5 über die Beschränkung des staatlichen Verfügungsrechtes in wichtigen wirtschaftlichen Fragen hingewiesen. Rumänien kann seine gewaltigen Errungenschaften doch nur behaupten, wenn es die Möglichkeit hat, seine wirtschaftlichen Kräfte aufs Äußerste zu steigern. Dazu braucht es aber unumschränktes Verfügungsrecht.

Aber nicht nur wirtschaftlich, sondern

auch politisch sollen die Nachfolgerstaaten der Monarchie der Überwachung der Großmächte unterstellt werden. Es wird eine Abhängigkeit in den Staatsverträgen festgelegt, die den Großmächten außerhalb des Rahmens des Völkerbundes gewisse Eingriffsrechte in das Staatsleben Rumäniens geben soll. Als ich meine vorige „Politische Rundschau“ schrieb, war mir der Wortlaut des Artikels 5, der im „Vitorul“ erst am 26. Juni veröffentlicht wurde, noch nicht bekannt. Das Auffallende an der Bestimmung ist, daß die Überwachung der Befriedigung der Minderheitsrechte nicht durch den Völkerbund, sondern durch die Großmächte selbst geübt werden soll. Dadurch wird ein neues zwischenstaatliches Forum geschaffen, dem sogar unbegrenzte Rechte eingeräumt werden, da der Artikel 5 eine Umschreibung des Eingriffsrechtes gar nicht enthält. Eine derartige Abhängigkeit der Nachfolgerstaaten der Monarchie bedeutet auch unserer Ansicht nach eine Beengung der Staatssoveränität, die um so gefährlicher ist, als sie früher oder später doch nur zu großen Konflikten führen würde.

Die Folge der außenpolitischen Krise, die im Zusammenhang mit all diesen Fragen entstanden ist, ist die Vereinigung des ganzen öffentlichen Interesses auf die innere Politik. Die Wahlen für die verfassunggebende Versammlung sollen bereits Mitte September stattfinden. So sieht man denn jetzt im Lichte der schärferen Kritik deutlich, wie schwer es sein wird, den Ausgleich der politischen Verhältnisse der neuen Staatsgebiete mit Alt-Rumänien zu treffen. Die gewissen Autonomiebestrebungen Siebenbürgens, der Bukowina und Bessarabiens tragen weniger politischen Charakter, sondern sind vielmehr die Folge der eigenen Schwerkraft der verschiedenen Einzelfragen selbst. Dabei greifen alle diese Dinge immer wieder

auf das politische Gebiet zurück. So bildet beispielsweise die Frage der Neuordnung der Verwaltung eines der schwierigsten Probleme. Während in Alt-Rumänien die Judete nur von ungefähr acht Beamten geleitet werden, sind in unseren Komitaten, die territorial durchschnittlich sogar kleiner sind, fast 50 Beamte beschäftigt. Aus dieser Gegenüberstellung sieht auch der Laie, daß es sich bei dieser Frage um den Ausgleich zweier ganz verschiedener Verwaltungssysteme handelt. Kompliziert wird diese Frage noch dadurch, daß in Alt-Rumänien auch die politischen Parteiverhältnisse eng verknüpft sind mit diesem eigentümlichen Verwaltungssystem. Es ist ja auch nur bei einem so winzig kleinen Beamtenstand möglich, daß die Beamten der ganzen Komitatsverwaltung bei jedem Regierungswechsel abtreten und neu ersetzt werden können. Die 200-300 Komitatsbeamten, die Alt-

Rumänien insgesamt hat, können eben als Abgeordnete und Angestellte der großen Unternehmungen der verschiedenen Parteidassen leicht materiell versorgt werden. Es ist aber selbstverständlich, daß die neuen Gebiete kein Interesse daran haben, die Parteiverhältnisse Alt-Rumäniens zu übernehmen. Wir können andererseits natürlich auch unser fortschrittliches Verwaltungssystem keinesfalls ohne weiteres aufgeben. Dieses Beispiel sollte nur zeigen, wie schwer und weittragend die Fragen sind, die die gesetzgebende Versammlung zu behandeln haben wird. Jedenfalls wird sich eine große Interessengemeinschaft aller neu angegliederten Gebiete ergeben. Wir Deutsche Groß-Rumäniens rüsten uns auch, um an der Seite der Rumänen Siebenbürgens, der Bukowina und Bessarabiens unserem Volke und dem neuen Staate möglichst dauernde Lebensgrundlagen zu schaffen.

Kriegsanleihe und Vermögensabgabe

Der gleichnamige Artikel aus Heft 2 wird von einem Rechtskundigen durch folgende Ausführungen ergänzt:

Wie der Kredit des Einzelnen nicht nur von seinem Einkommen, sondern von seinem ganzen Vermögen, von seinem in Grund und Boden, in industriellen Unternehmungen usw. festgelegten, aber nutzbringenden Kapital abhängt und wie das ganze Vermögen des Einzelnen für seine Schulden (u. zw. nicht nur für die produktiven, sondern für alle auch die unproduktiven) haftet, so war und ist auch der Staatskredit nicht nur von der Steuerleistungsfähigkeit seiner Bürger abhängig, sondern von dem ganzen Staatsvermögen, wie Metallgeldschatz, Monopole, öffentliche Bauten, staatliche Unternehmungen, Staatseisenbahnen, Fabriken, Bergwerke, Domänen, Wälder u. dgl. Mit all diesem haftete auch die alte Monarchie und deren

beide Reichshälften, die die Schulden machten, ihren Gläubigern. Nimmt aber ein anderer Staat mit einem Teil des Staatsgebietes auch das darauf befindliche Staatsvermögen ohne Gegenleistung weg, so müßte er, wenn er sich sonst zu den Grundsätzen des Rechtsstaates bekennt, auch den entsprechenden Teil der gesamten Staatsschuld übernehmen. Da sich nun die Friedenskonferenz entschieden auf den Standpunkt des Privateigentums (der Einzelnen und des Staates) und nicht des Kommunismus gestellt hat, so mußte sie eigentlich folgerichtig die neuen Teilstaaten verpflichten, mit den losgerissenen Teilen der alten Monarchie, dem Pfand der Staatsschulden, auch von diesen den entsprechenden Teil zu übernehmen. Setzt sie sich über diese Grundsätze der Gerechtigkeit hinweg, dann darf man sich nicht wundern über die Zweifel

an der Aufrichtigkeit und dem langen Bestand des Völkerbundes. Auch die moralischen Grundlagen des Staatskredits im allgemeinen waren durch solche Maßnahmen bedenklich ins Wanken geraten. Wir geben daher die Hoffnung noch immer nicht auf, daß die

Weisheit der Staatsmänner einen Ausweg finden wird, der nicht nur dem ewigen ungeschriebenen Rechte gerecht wird, sondern auch die furchtbaren, kaum absehbaren wirtschaftlichen Folgen der gänzlichen Entwertung der Kronenvaluta und der Kriegsanleihe abwendet.

Dr. H. G.

Vom Bund der siebenbürgischen Industriellen

Von Traugott Copony

Der lange Krieg hat auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens große Verheerungen angerichtet und das davon verschont Gebliebene sucht im Zusammenschluß sein Heil. Es ist wohl selbstverständlich, daß auch die Industriellen in Siebenbürgen diesen Zusammenschluß gesucht haben. Nur so ist es ihnen möglich, sich wieder zu konsolidieren und sich eine neue, sichere Basis im neuen Vaterlande zu schaffen. Der Zusammenschluß ist insbesondere auch zufolge der Demokratisierung der Verhältnisse auch bei uns bedingt gewesen. Die breiten Massen, die Arbeiter in Sonderheit, führen wie all überall auch hierzulande das große Wort, auf welches heute Gewicht gelegt werden muß. Aber auch die anderen Berufe, so die Festbesoldeten, Beamte, Lehrer usw., alle Konsumenten unserer Industrien haben sich vereinigt und stehen in geschlossenen Reihen. Und alle haben sie wichtige, bedeutende, oft schwindelnd hohe Forderungen gestellt. Da gab es denn keine andere Möglichkeit, als daß auch wir uns festgeeint zusammenscharten, denn nur so sind wir, wenn überhaupt, in der Lage, der Neuzeit und ihren Forderungen genügen und in ihnen bestehen zu können.

Es bestand in den Ländern der ungarischen Krone schon seit etwa 10–12 Jahren ein Bund der ungarischen Fabriksindustriellen, mit dem Sitz in Budapest und in fast allen größeren Städten des Landes bestanden Filialen dieses Bundes,

so in Siebenbürgen: in Kronstadt, Klausenburg und Maros-Básárhely. Dieser Bund, an dessen Spitze das bekannte Magnatenhausmitglied Dr. Franz Chorin als Präsident und als dessen Stellvertreter Manfred Weiß und Dr. Lorand Hegedüs, der gewesene Abgeordnete, standen, hat unter der sachmännischen Leitung insbesondere seiner beiden Direktoren: Dr. L. Hegedüs und später der des Dr. Gustav Gray (des seinerzeitigen Leschkircher Abgeordneten und späteren ungarischen Finanzministers) sehr viel geleistet und schöne Erfolge erzielt. Er war die Interessenvertretung der ungarischen Industrie und sein Wort wurde gerne gehört und oft befolgt. Auch unsere sächsischen Industrien waren fast ausnahmslos seine Mitglieder und haben alle Förderung und Führung durch ihn erfahren.

Nachdem durch den Krieg das alte Ungarn in Stücke zerfallen war, ist auch der Bund natürlich diesem Schicksale verfallen. Er konnte nicht mehr funktionieren, andererseits aber brachte jeder Tag neue Schwierigkeiten und Gefahren für unsere Industrien und so galt es denn je eher Ersatz zu schaffen.

Am 24. Mai l. J. hat die Filiale Kronstadt ihre letzte Sitzung unter meinem Voritze abgehalten und sich als solche aufgelöst, sich aber provisorisch gleichzeitig als „Bund siebenbürgischer Industrieller“ mit dem Sitz in Kronstadt umgebildet, damit bezweckend, je rascher den Kern für

eine alle industriellen Betriebe Siebenbürgens umfassende Interessenvertretung zu schaffen. Am 11. Juni l. J. hat dann in Hermannstadt unter sehr großer Beteiligung aus allen Teilen Siebenbürgens auch die formelle Konstituierung des neuen Bundes stattgefunden, an dessen Spitze jetzt Dr. Wilhelm Czell jun. und ihm zur Seite drei Vizepräsidenten: Albert von Bürger, Gustav Melzer und Ingenieur Jonica stehen. Außer diesem engeren Präsidium ist die Aufstellung eines Büros mit einem leitenden Direktor, zwei Sekretären und zwei oder mehr Hilfskräften beabsichtigt. Das Büro wird solange die Regierung für Siebenbürgen in Hermannstadt ihren Sitz hat, ebenfalls in Hermannstadt domizilieren, sollte die Regierung aber später nach Klausenburg oder nach Bukarest verlegt werden, so wird es an den Sitz des Bundes, nach Kronstadt verlegt werden, wobei aber in irgend einer Form auch am Sitze der Regierung eine Expositur geplant ist. Es ist aber besonders notwendig, die Leitung und Hauptvertretung in Siebenbürgen zu belassen, da nur so die unumgängliche und dringende Berührung und Beratung der Mitglieder denkbar möglich ist. Die Geschäfte leitet außer der Generalversammlung, ein Direktorium, bestehend aus dem Präsidium, dem leitenden Direktor, den Vorständen der Ortsgruppen und 25 gewählten Mitgliedern, sowie ein engerer Ausschuß (Exekutivkomitee) bestehend aus dem Präsidium, dem leitenden Direktor und noch 15 gewählten Mitgliedern angehören.

Die Geschäfts- und Verhandlungssprache des Bundes ist die deutsche, die anderssprachigen Mitglieder können sich aber bei Eingaben und Verhandlungen auch ihrer Sprachen bedienen. Der Bund wird eine monatlich oder halbmonatlich erscheinende Fachzeitschrift herausgeben, worin alle Verordnungen der Regierung

erscheinen und kommentiert werden und in der außer den Beschlüssen und den Berichten über Bundesversammlungen, Fachartikel erscheinen werden.

Dem Bunde gehören bis jetzt zirka 200 Fabriken an und es ist anzunehmen, daß sich ihm alle Industriellen Siebenbürgens anschließen werden. Sollten sich in Alt-Rumänien, im Banat und der Bukowina ähnliche Verbände der dortigen Industriellen bilden, wird darnach gestrebt werden, sich mit diesen in allen gemeinsamen Angelegenheiten zu verbinden — sonst aber will sich unser Bund selbständig erhalten, da er glaubt, so unseren siebenbürgischen Interessen wirksamer dienen zu können.

Die hauptsächlichsten Ziele und Zwecke unseres Bundes umschreiben die Statuten folgendermaßen: Es wird die Aufgabe des Bundes sein:

„Die berechtigten Interessen der siebenbürgischen Industrie zu pflegen und zu fördern; auf die Verwirklichung der dem Schutze der heimischen Industrie dienenden Bemühungen hinzuwirken, die öffentliche Meinung, die Regierung und die Gesetzgebung über die im praktischen Leben auftauchenden Wünsche und Beschwerden der Bundesmitglieder zu orientieren und schließlich wegen der Behebung etwaiger Übelstände die nötigen Maßnahmen zu treffen;“

„ferner mitzuwirken bei Lösung der sozialpolitischen Fragen unter gleichmäßiger Berücksichtigung der Interessen der Arbeitgeber und der Arbeiter und“

„schließlich: mit anderen heimischen volkswirtschaftlichen Fachkörperschaften und zur Interessenvertretung berufenen Faktoren ständig Fühlung zu suchen und vereint mit denselben in Fragen von allgemeinem Interesse oder in Fragen, die insbesondere die heimische Industrie berühren, vorzugehen.“

Durch den Krieg und seine Be-

dürfnisse hat der Wettbewerb im Wirtschaftsleben und damit zugleich der selbsttätige Regulator der Preise zu funktionieren aufgehört.

Das Heer verschlang alles und zu jedem Preis, womit die Vorräte schwanzen und sich die Preise ins Ungeahnte erhöhten.

Die „Zentralen“ haben den an sie geknüpften Erwartungen nicht entsprochen und die Verhältnisse nur noch wesentlich verschärft. Ebenso sind durch die Kriegsbedürfnisse unsere Verkehrsmittel total verbraucht worden, durch die der schließliche Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot und der damit zusammenhängende Rückgang der Kriegspreise hätte bewerkstelligt werden können.

Um wieder zu normalen Verhältnissen zu gelangen, ist es daher dringend notwendig geworden, die industrielle Produktion zu heben. Nur in den Vorräten an solchen besteht eigentlich ein reeller Reichtum, nicht aber in den Ummengen des zirkulierenden Papiergeldes. Weil keine oder nur verschwindende Vorräte im Lande sind, müssen wir diese so teuer bezahlen und müssen das fehlende aus dem Auslande einführen, wodurch wir den Wert unserer Zahlungsmittel, noch mehr als er es schon ist, herabdrücken. Diese Knappheit und Teuerung macht die Bevölkerung unzufrieden und das Leben unerträglich. Unerträglich vor allem bei den Festbesoldeten der Bevölkerung: unseren Beamten, Professoren und Lehrern, den Offizieren usw., gerade bei den Ständen, die eigentlich das verlässliche Element und das Rückgrat aller Staaten sein sollen. Aber auch für die Arbeiter

und die landwirtschaftliche Bevölkerungsschicht sind diese Zustände drückend, und so treibt ein Keil den anderen. Hier kann nur dadurch geholfen werden, daß wir je eher unsere Fabriken voll betriebsfähig machen, ihnen Rohstoffe und Hilfsmaterialien zuführen und indem wir unsere Verkehrsmittel wieder in Ordnung bringen, um die Fertigprodukte leicht, billig und sicher an die Bestimmungsorte zu bringen.

Je mehr wir selbst an Bedarfsartikeln produzieren, um so weniger brauchen wir diese aus dem Auslande zu kaufen und fördern damit auch die Verbesserung unserer Valuta. Wir geben aber in unseren Fabriken auch Tausenden von Arbeiterfamilien Brot und Verdienst und sie selbst führen wir damit auch wieder der bürgerlichen Ordnung und Ruhe zu und können sie damit am besten ablenken von den Verführungen destruktiver Bestrebungen. Darum ist der Zusammenschluß unserer Industriellen nicht bloß für diese ein Vorteil, sondern er ist es für das ganze Land und seine Bevölkerungsschichten, für die Ruhe und den Frieden, die Ordnung und Behaglichkeit aller Bewohner und darum aufs beste zu begrüßen. An schwerer Arbeit wird es den Männern, die an der Spitze des Bundes stehen, nicht fehlen, insbesondere wird es sie viel Mühe und Arbeit kosten, die gedeihliche Zusammenarbeit von Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit Geduld und Wohlwollen zu fördern. Dabei mögen aber auch alle Schichten unserer Bevölkerung ihrerseits mithelfen, zum Wohle und Gedeihen des Vaterlandes.

Kulturfragen

.....

Ergebnis der Pfingsttagung

Von Stefan Klett

Anschließend an den vortrefflich geschriebenen Artikel von Dr. Rudolf Schuller in Nr. 2 des „Ostlandes“, wollte ich auch von schwäbischer Seite einige Bemerkungen beifügen.

Ohne Zweifel begrüßen auch wir Schwaben des einstigen Ungarns mit vollster Begeisterung den engsten Zusammenschluß aller Deutschen des Ostlandes. Er wird besonders für uns viel dazu beitragen, das nationale Selbstgefühl in unserem Volke zu wecken und dasselbe zu einem regen nationalen Leben anzuspornen. Auch werden wir so manche praktische Anregung bekommen, z. B. zur Einrichtung unserer Schulen, unserer nationalen Banken usw. Die engere Berührung mit verschiedenen Elementen unseres gemeinsamen deutschen Stammes kann nur segensreich wirken in jeder Hinsicht.

Was uns aber in genanntem Artikel am meisten interessierte, ist die überlegte Art und Weise, wie dieser Zusammenschluß vom Verfasser des Artikels gedacht wird. Wir können nur wünschen, daß es die Ansicht und der leitende Gedanke aller führenden Männer des Sachsentums sei. Eine egalisierende Tendenz, ein alles gleichmachen-wollendes Bestreben, oder eine ausgesprochene oder tatsächliche Bevormundung der neu sich anschließenden Teile des Deutschtums wäre von vornherein verfehlt.

Erfstens steht z. B. das Schwabentum Ungarns ganz und gar nicht ohne berufene Führer da. Auf allen Stufen der Staatsleitung hat es Hunderte seiner gebildetsten Söhne stehen, anerkannte Autoritäten, die bei gegebener Gelegen-

heit mit Begeisterung die Führung ihres Volkes in die Hände nehmen. Auch die hochgebildete katholische Geistlichkeit, befreit von der Bevormundung des Staates, wird sich mit Freude und Geschick in den Dienst der nationalen Sache stellen.

Wenn letztere in früheren Zeiten zum Teil gegen einen engeren Zusammenschluß war, so war das in erster Linie Furcht in religiöser Hinsicht. Um so freudiger ist die Idee Dr. Schullers zu begrüßen, daß auf die Religionsverschiedenheit Rücksicht zu nehmen und überhaupt aus dem Zusammenschluß jede religiöse Frage auszuschalten und das Hauptgewicht auf das kulturelle und wirtschaftliche, eventuell noch politische Zusammenarbeiten zu legen ist.

Mit guter Absicht schrieben wir „eventuell politisches Zusammenarbeiten“. Denn auch in dieser Hinsicht besteht eine prinzipielle Meinungsverschiedenheit zwischen der Auffassung der Schwaben und Sachsen. Der Schwabe sieht nicht ein, warum er nicht ein vollwertiges Glied des Staates sein könnte und immer nur die Rolle einer zweitrangigen Nationalität spielen sollte, wo er doch in Staatsdienste getreten und bei voller Wahrung seines nationalen Charakters sich den berechtigten Forderungen des Staates anpassend, sich und seinem Volk einen viel schätzenswerteren Dienst leisten kann. Auch in dieser Verschiedenheit der politischen Auffassung muß zuerst ein befriedigender Ausgleich gefunden werden, der eine bedingungslose Führerschaft von Seite irgend eines Stammes gänzlich ausschließt.

Mit Freude ist der glückliche Gedanke eines gemeinsamen Nationalliedes

zu begrüßen, das gewiß nicht wenig zur Vertiefung des Gefühles der Stammesgemeinschaft beitragen würde. Eine dringende Frage wäre auch die gemeinsame nationale Flagge und das nationale Abzeichen. Wir Schwaben Südburgars kannten bisher nur die magyarische Trifolore. Zur Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins und der Zusammengehörigkeit würde eine gemeinsame ostdeutsche Flagge von größter Bedeutung sein. Gemeinsam organisierte Turn- und Gesangsvereine werden zweifellos ein mächtiger Faktor in dem Ausbau des einheitlichen ostdeutschen Gedankens.

Was wir aber in der praktischen Durchführung des Zusammenschlusses am kräftigsten betonen wollten, das ist die prinzipielle Vermeidung jeglichen Bestrebens nach einer Bevormundung der

übrigen Stämme, von welcher Seite auch immer. Sogar der Schatten eines solchen Bestrebens muß sorgfältig vermieden werden. Nur selbstloseste Hingabe an die große gemeinsame Sache unseres eigenfümlich bedingten Ostdeutschtums — mit Ausschaltung jeglicher Idee eines Alldeutschtums — wird uns dem gesegneten Ziele eines friedlichen, auch von unserer neuen obersten Staatsleitung gebilligten, und darum allein erfolgreichen nationalen Zusammenarbeitens entgegenführen. Wir wollen — wie das ja auch von sächsischer Seite wiederholt betont wurde — nicht einen Staat im Staate bilden, sondern ein selbstbewußtes, gleichberechtigtes, deutschsprechendes Staatselement des hoffnungsvoll emporblühenden jungen Großrumäniens sein.

Zum Lehrplane einer höheren Töcherschule

Von Dr. H. Siegmund

Zu dem im ersten Hefte dieser Zeitschrift enthaltenen Lehrplane seien einige kurze Bemerkungen gestattet. Sie wollen sich durchaus auf dem anzuerkennenden Boden dieses Lehrplanes bewegen, der unsere sächsischen Frauen zur Erfüllung ihrer künftigen völkischen und gesellschaftsdienstlichen Aufgaben befähigen soll.

Es will zunächst nämlich scheinen, als ob einem Teile der dort angeführten Gegenstände die verbindende Grundlage fehle und dadurch einem tieferen Einblick in das Wesen der vorzutragenden Stoffe der Zugang erschwert werde. Glaube, Pflanzwirtschaft, Staatskunst, die Staatenbildung usw. entspringen als Äußerungen menschlicher Betätigung alle einer und derselben Quelle, nämlich dem Leben des gesellschaftlichen Körpers, sei es nun eine Horde, Sippe oder ein Stamm, ein Volk. Leben aber bedeutet

Entwicklung, bedeutet Anfang und Ende einer in sich geschlossenen, arbeitsteilig zusammengehörenden Gruppe von Vorgängen, die nach unserer Erfahrung in einer bestimmten, d. h. nach unserer Anschauung gesetzmäßigen Weise ablaufen. Versuchen wir es, sie zu beobachten und zu verstehen, dann spaltet sich unsere Aufmerksamkeit, indem sie einmal die wechselnden Formen der Gesellschaft in ihrer Entwicklung und jeweiligen Gestaltung, das andere Mal ihre Tätigkeit und Schöpfungen erforscht. Wir bewegen uns damit offenbar im Gebiete der Gesellschaftslehre. Nun steht jeder Gesellschaftskörper nach außen und im Innern unter dem Gesetze des Kampfes ums Dasein, in dem jener siegt, der die besseren Kampfmittel hervorbrachte und dessen Lebensführung den Bedürfnissen nach Dauerhaftigkeit am besten angepaßt war. Alle Schöpfungen der Pflanzwirtschaft nun üben

auf die Lebensfähigkeit der Vergesellschaftung, ob man dabei sie selbst als Lebensseinheit betrachtet oder ihre Glieder, die jedes für sich und dann auch in ihren mannigfaltigen Vergruppungen nach außen und unter einander ebenfalls der Notwendigkeit des Daseinskampfes unterworfen sind, einen entsprechenden Einfluß aus. Es liegt nun auf der Hand, daß z. B. etwa die Sittenlehre, die Malerei oder die Erziehungslehre nur dann in ihrem Wesen, d. h. in ihren Zwecken und Gesetzen, aber auch in ihren Beziehungen und Rückwirkungen zu der, bzw. auf die menschliche Gesellschaft richtig verstanden werden können, wenn sie unter dem Gesichtspunkte der Lebensgesetze, vor allem also des Kampfes ums Dasein dargestellt und erklärt werden. Es dürfte sich daher sehr empfehlen, in den Lehrplan einer höheren Frauenschule als grundlegenden Lehrgegenstand die Gesellschaftslehre aufzunehmen.

Weiterhin muß hier auf ein Gebiet hingewiesen werden, dessen Ausbau allerdings noch in den Anfängen steht, immerhin aber so bedeutungsvolle und für das Verständnis des Menschen, insbesondere aber auch der gesellschaftlichen Gebilde unentbehrliche Erfahrungen und Erkenntnisse umfaßt, daß sie in diesem Lehrplane nicht fehlen können und dürfen. Die Vererbungslehre hat in den letzten zwei Jahrzehnten ungeahnte Fortschritte gemacht und ist vor allem dadurch, daß sie sich auf dem Versuchsfelde be-

tätigte, zu durchaus sicheren, teilweise rechnerisch darstellbaren Anschauungen gelangt. Mit den Fortschritten der Vererbungslehre Hand in Hand vertiefte sich zusehends der Einblick in so viele Fragen, deren Lösung sich der Gesellschaftsdienst zur Aufgabe gemacht hat. Zunächst sei auf die allgemeine, heute schon beinahe abgeschmackt klingende Mahnung hingewiesen, daß Verhüten besser sei als Heilen. Sie verdient die größte Beachtung auch seitens der Säuglings- und Kinderschuttbewegung, wie überhaupt des Gesellschaftsdienstes. Weiterhin hat sie der Rassenpflege die unentbehrliche, wissenschaftliche Grundlage gegeben und, indem sie die Wirksamkeit der Keimgifte beleuchtete, andererseits an der Hand der Mendelschen Gesetze das Verständnis für die Tatsachen der Rassenentartung ermöglichte, durch den Hinweis auf die notwendige Förderung der gesunden Teile des Volkstörpers durchaus dem Leben angepaßte Arbeitsgebiete eröffnet.

Schließlich hat sich unter ihrer Führung der Blick für die Wirksamkeit der Rasse im Volksleben und in der Völkergeschichte ungemein verschärft. Man erkennt immer mehr Völker und Staaten als Lebensformen der Rassen, bzw. der Rassengemische und lernt es verstehen, daß die Änderung der Rasse durch ihre Entartung, ihren Wechsel und vor allem durch die Blutmischung auf die Geschichte eines Volkes die allerschwersten Einwirkungen zur Folge hat.

Literatur

Neue Bücher. Mit Gelegenheit ist uns aus Wien eine Sendung neu erschienener Bücher zugekommen. (So hat man wohl Ende des 18. Jahrhunderts eine Buchbesprechung angefangen, heute sind die Verhältnisse auf dem Büchermarkt dieselben.) Einiges sei daraus hervorgehoben.

„Dies irae“, eine Tragödie von Anton Wildgans, geht die Wege einer symbo-

listischen Dramatik weiter bis zu einem faustähnlichen Schluß des fünften Aktes (Actus phantasticus). Der Stoff ist rein äußerlich das Schicksal eines jungen Menschen, der zwischen dem widerstrebenden Willen seiner beiden Eltern haltlos und unselbständig aufgewachsen nach der Matura vor die Entscheidung der Berufswahl gestellt, sich dieser Entscheidung durch Selbstmord entzieht.

Kein verzerrtes, wenn auch stark stilisiertes Bild eines modernen Großstadtjungen, der an der Urkraft der ihn umgebenden Kultur zugrunde geht. Sein letzter Monolog vor dem Selbstmord ist: „Wie? — Antialkoholiker! — Antimusikaler! — — Antierotiker! Wie? — Im Neunzehnten! — Lebensunfähig! — Lebensmüd! — Ein Nichts auf zwei Beinen! Ein Nichts — Nichts — Nichts!!! Lacht nicht Idioten!“ In den Schlußhören aber und in den Reden der Personen geistert noch ein anderes, tieferes Problem: es ist als ob dem Problem des Sterbens, das uns der Krieg so lebendig vor Augen gebracht, nun das des Geborenwerdens an die Seite trete. Das Geheimnis der Zeugung, die Waterschaft, der Kausalzusammenhänge unseres Werdens und Wachsens ist hier mit grüblerischen und tiefen Worten angerührt:

„Schön bist du, Kind, unreinen Willens Vermächtnis,
Unseres Daseins zeugend-gezeugtes Gedächtnis,
Liebendes Sinnbild liebend-glücklichster Wahl!

„Sonus cum sono tubarum“
Oder wär' es nur Würfelspiel
Auf gerad oder ungerad,
Männerfamen zu genden in Weiberische?!

Chorus puerorum et adolescentium

O, die den Menschen zeugen
Nicht um des Menschen willen,
Ihrer die Schuld!!
Weh! Weh! Weh!“

Es ist eine tief sinnige Dichtung voll Kraft und Zartheit — ob sie den Anforderungen der Bühne entspricht, können wir nicht beurteilen. Eine Stufe wenigstens auf dem Wege zum „großen Stil“.

Die Romane „Der Untertan“ von Heinrich Mann und „Die Rotte Korahs“ von Hermann Bahr kann man insoweit nebeneinander stellen, als sie aktuelle politische und Kulturprobleme behandeln. Von Manns Roman verkündet sein rühriger Verleger Kurt Wolff, daß er „im Juli 1914 beendet nach Aufhebung der Zensur im Dezember 1918 erscheinen durfte.“ Er soll das Deutschland Wilhelms II. schildern, das Mann angeblich „früher als andere durchschaut hat“. Diesem lockenden Aushängeschild hat es der Roman wohl zu verdanken, daß er schon im 80. Tausend gedruckt wurde. Künstlerisch steht er auf keiner hohen Stufe. Die Vorzüge Heinrich Manns, sein knapper, fesselnder, oft geistreich-amüsanter Stil, die Fülle der Situationserfindung, werden vollkommen wettgemacht durch die glatte, tenden-

ziöse Form, in der er die Menschen und das Volk für seine Zwecke verunstaltet, und durch das Vergnügen, das er an erotischen Absurditäten findet. Diese Zerrbilder deutschen Lebens sind nicht weniger unwahr als der Hurrahpatriotismus, gegen den sie sich richten. Das Unglück der Deutschen liegt sicher nicht eher in zu vielen Wilhelms als in zu vielen Manns. Bahrs Roman ist Ostern 1918 abgeschlossen und spielt im letzten Kriegsjahre Wiens. Der Kranz-Prozeß wirft seine Schatten hinein und das Judenproblem füllt drei Viertel des umfangreichen Werkes. Dieses kündigt sich selbst als eine Fortsetzung der früheren „österreichischen“ Romane des Verfassers an und verwendet viele schon früher geschaffene Gestalten. Dieser Bahr, von dem Bartels sagt: „es wird bestritten, daß er Jude sei“, unternimmt es nachzuweisen, daß nicht das Judentum als solches schädlich sei, sondern nur „die Rotte Korahs“, das sind die schlechten Juden, die dadurch, daß sie sich „europäisiert“ haben, schon gar keine mehr sind. Und zweitens will er wohl erkennen lassen, daß die Rasse nicht im Blut, sondern in individueller Anlage, in Milieu und Erziehung liege. Er läßt seinen Helden, einen Legationssekretär und Freiherrn, der mit Lungenschuß aus dem Kriege zurückgekommen ist, in seinem dreißigsten Jahr erfahren, daß sein eigentlicher Vater ein Jude war. Daß neben diesem Hauptproblem die Korruption und Morbidität des österreichischen Staates und die edle Seite des österreichischen Menschen genug zu Worte kommen, ist bei Bahr nur selbstverständlich. Ob aber nach dem Zusammenbruch der letzten äußeren Stützen diese wirkliche alte Kultur nicht doch verschwinden wird?

Einen ganzen Gegensatz dazu bildet der Roman „Spreemann u. Co.“ von Alice Berend, der freilich nicht ganz neu erschienen ist. Es scheint mir aber wesentlich, auf diese Schriftstellerin einmal hinzuweisen, die in einer sehr frischen, natürlichen und geistreichen Manier von meistens erfreulichen Dingen und Menschen aus dem gesunden Berlin erzählt. Hier handelt es sich um den Aufschwung einer Firma vom Landstraßenhändler-Großvater bis zu den Kaufherren-Enkeln. Die Befreiungskriege, das Jahr 70 und seine guten und bösen Nachwehen spielen mit hinein und man bekommt Zutrauen zu dieser urwüchsigen Kraft, die im echten Berlinertum steckt.

Auch Rudolf Hans Barfisch ist mit einem neuen Buch vertreten. Es heißt „Der junge Dichter“ und ist laut Verlagsanzeige „ein Befremderbuch, ohne Pathos und Sentimentalität, überreich an hinreißender Laune, prickelndem Übermut, schäumender Lebenslust und lachender Jugendseligkeit . . . In diesen Schilderungen einer ungestümen Jugend liegt etwas von der heißen Blut, die den Helden des Buches beseelt und die zu hellen Flammen emporlodert, wenn das Ewigweibliche — für Barfisch nun einmal das Alpha und Omega alles Erlebenswürdigen — in seinen Bannkreis tritt.“ Wenn diese Anpreisung noch nicht genügend Warnung ist, dem muß ausdrücklich gesagt werden, daß auch dieses Buch von Barfisch ein Spiel mit schönklingenden Worten und leichtem Stimmungen ist, die sich in anmaßender Weise als wer weiß was für ein Erleben geben.

Dagegen zeigt wirkliche Stilkunst „Der Erzschelm Augustin“ von Martin Bruffot, auch ein österreichischer Roman, der die beliebte Wiener Figur in einer fingierten Handschrift des Abraham a Sta Clara vorführt. Inhaltlich ist freilich diese ständige Wiederholung der Abenteuer im Stil des „Simplizissimus“ und „Schelmusfisch“ nicht fesselnd genug, aber der artistischen Reife nach, die der Dichter hat, können wir uns von ihm wohl auch anderes erwarten. Daß dieser wilde Stoff einer wilden Zeit mit ihren Seuchen, Kriegen und allerlei bösen Streichen einen heutigen Schilderer anziehen konnte, ist gewiß auch ein Zeichen der Kriegswirkung auf die Literatur.

Reich ist der Wechsel von Stoff und Form auch in dieser kleinen Auslese. Die Mannigfaltigkeit deutscher Art und Kunst ist lange nicht erstorben — ja vielleicht wächst sie noch mit der Mannigfaltigkeit der politischen Gestaltung.

B. C.

Johannes Geffken, Kaiser Julianus. Leipzig 1914 (Heft VIII der Sammlung „Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike“. Gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Tennisch, Th. Ziefelski. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher).

Der Verfasser gehört gegenwärtig zu den besten Kennern der Kultur des ausgehenden Altertums. In weiteren Kreisen dürfte er durch das in der Sammlung „Aus Natur

und Geisteswelt“ erschienene Bändchen „Aus der Vorzeit des Christentums“ bekannt geworden sein. Da er Philologe ist, liegt es ihm von vorneherein fern, Leben und Wirken des „Romantikers“ auf dem Throne der Cäsaren“ vom Standpunkt irgend einer kirchlichen Partei aus darzustellen. Julian ist ihm weder ein abschreckender Menschentyp noch aber auch, da sein Streben auf die Schaffung einer durchaus unduldsamen Heidentirche ausging, der Schildträger des Liberalismus, der Kämpfer gegen Seelenzwang und Glaubensdruck. Die Überzeugung des Biographen ist die, „daß die Menschen einer Zeit, auch wenn sie noch so weit auseinanderstreben, ja auch wenn sie sich als Feinde gegenüberstehen scheinen, dennoch weit ähnliche Organismen unter einander sind, als man in früheren Zeiten angenommen hatte. Platon und die Sophisten, Epikur und die Stoa, Kaiser Julian, den die Welt noch heute den ‚Abtrünnigen‘ schilt, und die Christen — sie stehen alle in näherem Zusammenhang miteinander als mit manchem früheren oder späteren Geistesgenossen“. Julians Abfall vom Christentum ist nur infolge der außergewöhnlichen Bedeutung seiner Persönlichkeit als ein eigenartiger Fall anzusehen. Im allgemeinen kamen Übertritte damals sehr häufig vor, da nicht selten nur äußerliche Gründe zur Taufe veranlaßt hatten. Gegen die zahlreichen Rückfälle mußte die kaiserliche Gesetzgebung einschreiten. Der tieferliegende Grund für diese Erscheinung lag in der Tatsache, daß die Kultur dieselbe geblieben war und infolgedessen trotz des grundsätzlichen Gegensatzes die Grenzen zwischen Christentum und Heidentum nicht streng gezogen werden konnten. Auch ist es nach des Verfassers Meinung unrichtig, für Julians Umwandlung eine allzueinfeltige christliche Erziehung verantwortlich zu machen, die ihn schon in früher Jugend zum Christenfeind gemacht hätte, denn aus seinen eigenen Erinnerungen an jene Epoche ist bekannt, daß er damals noch gleich den Christen über heidnische Religionsgebräuche spottete.

Julian hatte vielmehr innerlich die freie Wahl und seine schwärmerische Naturanlage ließ ihn die Entscheidung in der Richtung des Neuplatonismus treffen. Das dogmatische Christentum sagte ihm ebensowenig zu wie die exakte Wissenschaft. Die Reformen, die er auf dem Gebiete der gesamten Kultur durchzuführen suchte, um das antike Heiden-

tum aus sich selbst zu erneuern, erfahren von Geffken eine auf völlig unparteiische Kritik gegründete eingehende Würdigung. Es wird gezeigt, wie der von der Natur verschwenderisch begabte Kaiser, der auch als Feldherr unter so vielen Heerverderbern seiner Zeit hervorragte, infolge ausgezeichneten Charakteranlagen davor bewahrt blieb, ein fürstlicher Dilettant zu werden. Trotzdem hatte die Natur, auf dem Wege, ein Genie zu schaffen, ihren Schritt gehemmt. Julian erreichte diese Höhe nicht, denn es fehlte ihm „das Letzte, was dem Genie seine Prägung gibt, die instinktive Erkenntnis des providentiell Notwendigen“. Er trat für eine verlorene Sache ein und so hatten seine Bestrebungen, welche auf eine kräftige Heilung der Leiden seiner Zeit gerichtet waren, keine wirklich schöpferische sondern eine heunruhigende Wirkung.

Dr. Hermann Schuller.

Dr. Fr. Teutsch, Bischof Friedrich Müller. (1828–1915). Archiv des Vereines für siebend. Landeskunde, N. F., 40. Bd., 2. Heft, S. 189–300.

Von Bischof Müller haben die Jahre seines Wirkens unserem Volksbewußtsein ein scharfumrissenes Bild eingepägt: eine festgeschlossene Mannesgestalt mit ehernem Pflichtwillen, unermüdeter Arbeitskraft, überragender Geistesstärke, ungewöhnlich klarem, weit-schauendem Blick. Es sind Züge, die das Bild eines zielsicher voranschreitenden Führers ergeben, der von den Geführten und Gefährten alles verlangen durfte, weil er an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte. Eine Gipfelercheinung auch darin, daß sie wie die Berggipfel von kühlem Hauch umflossen war.

Tieferblickenden freilich war es klar, daß dies Bild doch nur die Außenseite der Persönlichkeit Müllers wiedergibt, um so mehr, als manche Lebensäußerungen Müllers ein reichbewegtes Innenleben durchblicken ließen. Es ist jedoch nur den Wenigen, die ihm sehr nahe standen, vergönnt gewesen, diese Innenseite seiner Persönlichkeit erschlossen zu sehen.

Zu diesen Wenigen gehört Bischof Fr. Teutsch, der Sohn des treuesten Freundes, der Schüler, Amtsgenosse und Nachfolger Müllers. So war er wie wenige berufen, ein Vollbild Müllers zu zeichnen. Er war es um so mehr, als ihm der Zeitrahmen, in den das Bild heineingestellt werden mußte, um lebenswahr und lebenswarm zu wirken,

aus vorausgegangenen Forschungen und zum Teil auch aus eigenem Miterleben besser bekannt ist, als irgend einem anderen. Auch die dritte Vorbedingung des Gelingens war bei Teutsch in besonderem Maße gegeben, die Gestaltungskraft, die es vermag, *dissecta membra neu zu beleben*.

Solchen Vorbedingungen hat die Aus-führung voll entsprochen. Sie gibt uns unseren Bischof Müller nicht nur, wie er zu sein schien, sondern wie er war. Teutsch hat die gerade in diesem Falle besonders geeignete Darstellungsart gewählt, daß er den Dargestellten gleichsam aus dem Rahmen treten, handeln und sprechen läßt. In allen wichtigen Augenblicken seines Lebens läßt er Müller selbst das Wort, läßt ihn sich gleichsam dem Leser selbst offenbaren. Es standen Teutsch wertvolle Briefsammlungen zur Verfügung, die bisher nur zu den Adressaten — besonders nah verbundenen Freunden und Familiengenossen — geredet hatten. Nun hören auch wir sie und sehen so unmittelbar in die verhüllte Innenwelt Müllers hinein. Da wächst sein Bild vor uns nach der Höhe und nach der Tiefe. Zu Geist und Willenskraft gesellt sich ergänzend ein Gemütsleben, reich und tief und vor allem viel wärmer und weicher, als wir es geahnt.

Mich dünkt diese Bereicherung des Müllerschen Lebensbildes die wertvollste. Andere werden sich wohl an der sicheren Zeichnung der geschlossen ansteigenden Lebensführung, an dem tiefurchenden Gelehrten, dem klug vorausschauenden und alles erwägenden Politiker, dem Begründer der werktätigen „inneren Mission“ in unserer Landeskirche erfreuen. Sie haben reichen Anlaß dazu und kommen voll auf ihre Rechnung. Auf die höhere Bedeutung jener Innenwelt für Müller selbst weist sein eigener Lebensgang zurück. Er ist auch nach den Jahren des Schaffens, in den sonst so schwer ertragenen Jahren der amtlosen Stille, weiter gewachsen, über das Schaffen zum Schauen empor. Da hat er den tiefsten Grund seines Lebens gefunden, zu dem auch seine letzten Amtsjahre schon sichtbar hinlenkten.

Es gehört zum Feinsten in Teutsch's Bild, daß er uns in dieser stillen Schlußentwicklung eines großangelegten Manneslebens nicht ein Zerfallen der Kraft, sondern ein Reifen für die Ewigkeit erkennen läßt.

Einen Wunsch noch knüpfen wir hier

an: nach den mitgeteilten Stellen aus Müllers Briefen würde es eine reiche Gabe für unser Volk bedeuten, wenn ihm eine Auswahl der Briefe Müllers, von kundiger Hand geordnet und erläutert, geboten würde. — p.

Ce sunt și ce vor sașii din Ardeal. Expunere din izvor competent. Cu o prefață de N. Iorga. (Was sind und was wollen die Sachsen aus Siebenbürgen. Eine Darlegung aus maßgebender Quelle. Mit einem Vorwort von N. Iorga.) Bukarest 1919. 8°. 51 Seiten.

Der Zweck dieser kleinen Schrift ist die Orientierung des reichsrumänischen Publikums über die Lebensverhältnisse der Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Deshalb unternimmt es der Verfasser, in elf kurzen Abschnitten in gedrängter, aber durchaus klarer und leicht faßlicher Form die historischen, volkswirtschaftlichen, kulturellen und z. T. auch die politischen Lebensfragen der Sachsen vorzuführen.

Er spricht über die Urheimat der Sachsen und ihre jetzigen Gebiete und wirft dann einen Blick auf die Vergangenheit. Er betont, daß man die sächsische Geschichte nur verstehen kann, wenn man sich vor Augen hält, daß die Kolonisation der Sachsen auf Grund ganz bestimmter Rechte erfolgte, so daß sich unsere ganze Geschichte als Verteidigung dieser Rechte darstellt. Die Wendepunkte für die Sicherung dieser Rechte werden vorgeführt, und dabei wird immer auch auf die Rolle hingewiesen, die seit der Reformation die Kirche für den nationalen Bestand gehabt hat. In sozialer Hinsicht wird erwähnt, daß es unter den Sachsen keine Aristokratie, aber auch kein Proletariat gibt, und es wird der Tatsache der Auswanderung gedacht. Die sächsische Landwirtschaft (z. T. ein Verdienst des Landwirtschaftlichen Vereines) stellt der Verfasser als mustergültig hin auch für die Rumänen im Reich und sagt dann S. 28: „Eine Bedingung dazu wäre unbestreitbar die, daß der sächsische Bauer, der jetzt in kleinen Wirtschaften arbeitet und ein großes Verlangen nach Boden hat, nicht nur in Zukunft von diesem Boden nichts verliere, sondern durch die Reform, die auf dem Wege zur Verwirklichung ist, gewinne.“ — Für Handwerk, Industrie und Handel der Sachsen, die durch das Aufkommen der Großindustrie, durch die periphere Lage im alten Ungarn und durch

den Zollkrieg mit Rumänien vor dem Weltkrieg stark gelitten haben, läßt die veränderte geographische Lage eine gute Zukunft erhoffen. Die musterhaften Kreditinstitute, basiert auf dem Prinzip des öffentlichen Nutzens und der Solidarität, bedürften einer Ergänzung durch Industriebanken. Es folgt ein Abschnitt über die Schule und Kirche bei den Sachsen und dann eine Darlegung des geistigen Lebens (Landeskundeverein, Archiv, Bruckenthalisches Museum, Literatur, Presse, Musik, Theater, Kunst). Unter den sächsischen Organisationen, deren Voraussetzung eine strenge Selbstzucht ist, beschäftigt sich der Verfasser eingehend mit den Kreisausschüssen, dem Zentralausschuß, dem Nationalrat, den Nachbarschaften und den Vereinen und würdigt die Bedeutung der Vereinstage. Den Nationalcharakter der Sachsen sieht er in einem „großen Bedürfnis nach Kultur, verbunden mit der Fähigkeit sich zu bilden, und einem betonten Nationalgefühl.“

Schließlich wird die Frage aufgeworfen: „Was erwarten die Sachsen von ihrem neuen Vaterlande?“ (S. 47–51). Die Tatsache des Anschlusses erklärt sich nach des Verfassers Meinung daraus, daß die Sachsen in den Karlsburger Beschlüssen, die im Namen Rumäniens durch König Ferdinand sanktioniert wurden, eine Rechtsbasis für ihren nationalen Fortbestand erblickten. Als Faktoren dieses Fortbestandes werden genannt einheitliche Verwaltung (Munizipium), ein deutscher Minister, die deutsche Sprache für die sächsischen Verwaltungsbezirke, volle Freiheit und ungehinderte Selbstverwaltung in Schule und Kirche in deutscher Sprache, die deutsche Universität. Der Verfasser zweifelt nicht, daß die Sachsen trotz ihrer fremden Abstammung ebenso treue Bürger Groß-Rumäniens sein werden wie die Rumänen selbst und sagt dann: „Deshalb aber haben sie auch das Recht zu verlangen, daß sie von seiten der Rumänen als gleichberechtigte Bürger ihres Staates angesehen werden und daß sie keiner Bedingung beraubt werden, die sie nötig hätten zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und Eigenschaften. Wenn ihnen diese Möglichkeit gegeben sein wird, werden sie ewig den Tag preisen, der sie zu Bürgern des freien Groß-Rumäniens gemacht hat.“

Dies der Inhalt, der schon genügend beweist, daß der Verfasser ein genauer Kenner der sächsischen Verhältnisse ist und daß seine

Ausführungen das Ergebnis wissenschaftlicher Beschäftigung mit den einzelnen Problemen sind. Daß es sich um ernste Arbeit handelt, zeigt auch der Umstand, daß der bekannte Bukarester Historiker N. Jorga das Büchlein ehrt, indem er als Vorwort einen Aufsatz über die Kulturarbeit der Sachsen in Rumänien abdrucken ließ (deutsch erschienen schon 1909 im 2. Jahrgang der „Karpthen“). Unsere höchste Anerkennung aber verdient der leider unbekante Ver-

fasser wegen seiner strengen Objektivität und der vornehmen Gesinnung, die sich durch die ganze Schrift hinzieht. Deshalb müssen wir dem Büchlein sowohl in rumänischen als auch in deutschen Kreisen die größte Verbreitung wünschen. Dann wird auch unsere Hoffnung in Erfüllung gehen, es mögen des Verfassers Ausführungen der Exponent der Denkungsart sein, die bei den maßgebenden rumänischen Persönlichkeiten herrscht.

A. H.

Theater, Musik und Vortragswesen

Theater und Theaterverein in Hermannstadt. Die Kriegsjahre haben, wie überall, so besonders auch auf dem Gebiete des Theaterwesens ihre Spuren eingegraben. Je näher man der Sache steht, um so unüberwindlicher erscheinen die Schwierigkeiten, die sich der Instandhaltung eines hochstehenden, deutschen Theaters entgegenstellen. Die politischen Umwälzungen seit November 1918 haben diese Schwierigkeiten ins Unermeßliche gesteigert. Wir leben abgeschlossen von der großen Welt, ohne genügende Verbindung mit dem befruchtenden Ausland. Kein Wunder, wenn das Theater den modernen Ansprüchen nicht mehr genügen kann.

Um dem scheinbar unausbleiblichen Verfall zu steuern, haben sich einzelne Gruppen von der Theatergesellschaft Leo Bauer abgesondert und versucht, mit neuem Geist und neuer Kraft neue Heimstätten für Bühnenkunst zu schaffen. Ob und wie es ihnen gelingen wird, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, ist noch abzuwarten. Die Gesellschaft Dr. Rischs hat sich bereits aufgelöst. Frau Ida Günther aber hat mit ihrem Ensemble in Kronstadt, Mediasch und Schäßburg klassische und moderne Dramen gespielt und bei einem großen Teil des Publikums, den Kino- und Operettenfeinden, begeisterten Anklang gefunden. — Unterdessen bemüht sich Direktor Bauer in Hermannstadt mit bescheidenen Mitteln die verschiedenen Ansprüche der Zuschauer zu befriedigen. Der sich immer mehr geltend machende Wunsch nach ernsteren Darbietungen veranlaßte ihn, neben modernen Operetten auch Strindberg zu spielen. Die bisher aufgeführten Stücke „Gläubiger“ und „Fräulein Julia“ konnten zwar notdürftig besetzt werden, doch war wohl der größere Teil des Erfolges dem Genie des Dichters zuzuschreiben.

Strindberg gehört zu jenen Naturalisten, deren Stücke sich auch bei schwächerer Darstellung infolge ihres gedrängten Aufbaues und ihres fesselnden Stoffes bis zum Schluß von selbst durchsetzen. Es wäre wünschenswert, wenn den Schauspielern Gelegenheit geboten würde, an leichteren Dramen ihr Können zu vervollkommen. Dazu wäre aber eine Vergrößerung des Schauspielensembles unbedingt notwendig. Vielleicht gelingt es Direktor Bauer mit Hilfe seines jahrelang erprobten Geschäftsgeistes und seines Kenneblicks die nötigen Kräfte zu engagieren und so den Bestand seiner Theatergesellschaft auch für später zu sichern.

Da indessen auch mit dem schlimmeren Falle gerechnet werden mußte, — man weiß nicht, inwieweit in Zukunft gute Kräfte aus dem Ausland für das Theater angeworben werden können, und man möchte doch nicht gerne auf gute Aufführungen verzichten, — so wurde die Gründung eines deutschen Theatervereines auf breiterster sozialer Grundlage angeregt. Der Verein setzte sich in erster Linie die Förderung des Verständnisses für deutsche Literatur unter besonderer Berücksichtigung der Pflege siebenbürgisch-sächsischen Schrifttums zum Ziele. Aus diesem Grunde wurde die Veranstaltung von Theateraufführungen und literarischen Vortragsabenden vorgezogen, deren Reinertragnis teilweise der Vereinskasse und teilweise wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken — Schaffung eines eigenen Vereinsheimes, Anlegung von gemeinnützigen Stiftungen, Unterstützung begabter Mitglieder in ihren Studien &c. — zugeführt werden sollte. Eine weitere Aufgabe wäre die Pflege deutscher Geselligkeit, gutes Einvernehmen mit allen schon bestehenden sächsischen Vereinen zwecks gemein-

samer Förderung der deutschen Kunst und der deutschen Literatur, die regelmäßige Abhaltung von Abendsabenden, die mit der Zeit durch eventuelles Heranziehen einer erstklassigen schauspielerischen Berufskraft derartig ausgebaut werden könnte, daß bei theatralischen Darbietungen alles Dilettantenhafte nach Möglichkeit abgestreift würde und für die in Hermannstadt üblichen Theateraufführungen den veranstaltenden Vereinen statt einer ungeschulten Dilettantenschar ein möglichst gut gedriltes Ensemble zur Verfügung gestellt werden könnte.

Als erstes Stück wurde das historische Drama Michael Alberts „Die Flandrer am Alt“ eingeübt und dem jedesmal ausverkauften Haus in sechs Vorstellungen dargeboten. Wenn man erwartet hätte, der Theaterverein würde sich mit der ausgezeichneten Aufführung eines modernen Dramas eingrüßen, so müßte man die Wahl dieses Stückes von bloß einheimisch-sächsischem Wert als einen Fehlgriff bezeichnen. Bedenkt man aber, daß es in der Absicht der Vereinsleitung gelegen war, gemäß den Statuten dem Publikum einen Einblick in unsere heimische Dichtkunst zu gewähren, so kann man sagen, daß ihr dies hinlänglich gelungen ist. Jeder ohne Ausnahme hat den Eindruck gewonnen, daß auf dem Gebiete des siebenbürgisch-sächsischen Schauspiels noch manches zu leisten übrig bleibt, daß schöne Worte allein noch keine dramatische Wirkung erzielen. Wenn es den Darstellern trotzdem gelungen ist, Landsleute aus allen sächsischen Gauen anzulocken und in ihnen den Glauben zu erwecken, daß der Verein auf festen Füßen stehe und in seinen späteren Wirken zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, so muß ihnen dies doppelt hoch angerechnet werden. Wir würden indessen gerne als nächste Aufführung ein Stück von europäischer Bedeutung sehen und wünschen dem deutschen Theaterverein zur Erreichung seiner hohen Ziele gutes Gelingen.

H. T. S.

Zum Hermannstädter Musikleben. Es wird in letzter Zeit so manches getan, um das Niveau des Musiklebens in Hermannstadt zu heben; ein Beweis dafür, wie allgemein das Bedürfnis danach ist.

Mit Freude begrüßten wir auch in dieser Hinsicht die Kammermusikabende, deren Veranstalter es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Perlen der Musikkultur zu Gehör zu

bringen, auch wenn dieselben vielleicht eines- teils selbst für das musikalisch-gebildete Publikum mitunter etwas spröde und nicht leicht zugänglich sind, und anderenteils für den Reproduzierenden nicht so dankbar, als sonstige oft gehörte Werke. Es wurden keine Konzessionen gemacht, weder an das Publikum noch an die Vortragenden.

Ein fester, stolzer Vorfaß, der nur das Ziel, den Zweck im Auge hat, und zum Heile der Sache beharrlich ausgeführt wurde.

Die kleine Schar Musikbegeisterter machte vieles unmöglich Scheinende möglich, denn die Begeisterung ist der fördernde Genius bei jeder echten Kunstbetätigung.

Kammermusik können nur diejenigen machen, die die endlose Kette von Ensembleproben nicht scheuen, bis sich alle aufeinander eingespielt haben, daß es wie „ein Ton“ klingt. Dazu gehört neben Können, unbedingt Liebe zur Sache.

Wer Musik handwerksmäßig auffaßt oder betreibt, kann keine Kammermusik machen, jedenfalls keine gute.

Das Intime und das Intellektuelle kennzeichnet die Kammermusik; sie fordert unbedingtes Verständnis, inniges Vertiefen in ihre Art von Publikum, wie Darbietenden.

Hebung der Art der Musikbetätigung!

Auch den Zusammenschluß der Musikpädagogen können wir von diesem Standpunkt aus betrachten. Es ist ein vorläufiger Erfah für die geplante Musikhochschule, deren Errichtung wohl noch für längere Zeit ein schöner Wunsch bleibt.

Daß beide Veranstaltungen kräftig angefeindet werden, soll sie nicht verdrießen, das Wort Friedrich des Großen soll auch für sie gelten: „Viel Feind, viel Ehr.“

Nun will ich aber noch eines Faktors gedenken, der vielleicht der berufenste wäre am Werke der Hebung des musikalischen Niveaus mitzuarbeiten.

Ich meine: die Kritik.

Es ist zwar seit kurzem im allgemeinen eine Besserung auf diesem Gebiet zu verzeichnen, zuweilen aber schießt das Unkraut noch üppig hervor und überwuchert die Saat der Einsicht.

Was ist die Aufgabe der Kritik?

Das Publikum erwartet von ihr, daß sie mit sicherem Verständnis auf das Gehörte (oder Gesehene) eingeht, und bildend,

belehrend über die Laienauffassung hinausgreift. Die Darbietenden selbst aber soll die Kritik unterstützen sich immer mehr zu vervollkommen. Sie soll ihnen den Weg weisen zum Erkennen der Grenzen des eigenen Könnens, die leicht durch zweckdienliches Studium zu erweitern sind, und den zur Erkenntnis der Grenzen der eigenen Begabung, was natürlich ungleich viel schwerer ist, und sehr viel ernstes Befassen mit der Kunst verlangt.

Gerade dies „erkenne dich selbst“ tut so not, und ist, z. B. bei Durchschnittsdilettanten nie zu finden, weil ihnen der Maßstab fehlt und sie sich an alles heranmachen, gegen ihr eigenes Interesse Mängel aufdeckend, die der großen Masse verborgen bleiben könnten. Die Hauptaufgabe der Konzertbesprechungen, — Referate, oder sagen wir: Kritiken ist also eine rein pädagogische, erzieherische, nach beiden Seiten hin.

Um ihr gerecht zu werden, muß der richtige Kritiker zwei Eigenschaften besitzen: Sachkenntnis und Sachlichkeit. Nur so können seine Besprechungen das musikalische Gewissen der Stadt darstellen.

Nun können wir, ohne Übertreibung, feststellen, daß es bei uns um dieses Gewissen — wenn auch mit wohlthuenden Unterbrechungen — aber doch lange Zeit sehr schlecht bestellt war, und oft auch noch ist.

Man spricht so viel über den herrschenden Dilettantismus bei uns, hauptsächlich auf musikalischem Gebiet; viel schlimmer aber ist das Dilettieren musikalisch halbgebildeter, und was noch böser ist: menschlich vollkommen unsachlicher Lückenbüsser auf dem Kritikerposten. Provinz-Tagesblätter können sich schwer einen Berufskritiker halten, aus materiellen Rücksichten; ihr Kritiker bekleidet also irgend eine bürgerliche Anstellung und besorgt nebenbei die Rezensionen von künstlerischen Veranstaltungen. So können wir Sachverständnis nicht in dem Maße von ihm verlangen, wie er es von Rechts wegen besitzen müßte, um berechtigt zu sein Kritik zu üben. Er hat vielleicht zu wenig, oder gar keine Gelegenheit gehabt, sich die nötige Sachkenntnis anzueignen, hat wenig, oder gar nichts in der großen Welt gehört, infolgedessen einen zu beschränkten Horizont, keine Übung, und oft gar keine Ahnung in der Beurteilung der technischen Seite dieser oder jener Kunstgattung. Um so eher, und in um so

größerem Maße müßte er die zweite Eigenschaft besitzen, um die Mangelhaftigkeit der ersteren nach Möglichkeit auszugleichen: die Sachlichkeit. Und gerade diese fehlt bei dieser Art Kritiker kleiner Städte gänzlich.

Alles wird von rein persönlichem Standpunkt beurteilt. Gesellschaftliche, persönliche Rücksichten werden genommen; Sympathien und Antipathien freier Lauf gelassen. Das ist im höchsten Grade kleinstädtisch und Hermannstädts nicht würdig.

Was kommt dabei heraus, wenn unfertige oder halbgebliebene Dilettanten mit einem Lobeschwall übersüttelt werden, in welchem auch ihre bescheidenste Selbstkritik untergeht? Und was hat es für einen Sinn, Bewährtes in taktlosester Weise herunterzusehen? Im ersten Fall findet es der Dilettant nicht mehr nötig weiter an sich zu arbeiten, versumpft ganz, wo er vielleicht bei richtiger Anleitung einmal auch Unerkennenswertes hätte leisten können, und im zweiten Fall macht sich der Kritiker lächerlich, indem er seine Unkenntnis bloßlegt. —

Derartige Geschmacklosigkeiten zeitigen nur ein Verschieben der Begriffe von gut und schlecht, von kraftvoll und schwach, von Kunst und Dilettantismus, das ein ganzliches Verwildern des Musiklebens nach sich zieht. — Es muß energisch Schluß gemacht werden mit dergleichen, wenn nicht alles heiße Bemühen — ich will nicht sagen: verzweifelte Anstrengungen — einiger vor der Öffentlichkeit stehender musikalischer Kräfte, untergeben soll in diesem Kleinstadtfram.

Und nun die Rehrseite der Frage. Sie ist leider nicht erfreulicher.

Wir haben vorübergehend an den Tageszeitungen vortreffliche Kritiker gehabt, bei denen sich Sachverständnis mit Sachlichkeit trefflich einte. Warum waren sie nur vorübergehend? Weil es ihnen zu dumm wurde, sich den persönlichsten Anfeindungen von beleidigten Dilettanten oder von deren Angehörigen, auszusetzen.

Gewiß gebührt dem Dilettanten eine mildere Beurteilung, als dem Berufsmusiker; doch haben dies richtige Kritiker nie außer acht gelassen; unseren Durchschnittsdilettanten ist dies aber zu wenig, sie sind an dichten Weihrauch gewöhnt aus der Feder ihnen gleichstehender sogenannter Kritiker; sie wollen gar nicht belehrt, geleitet werden, sie wollen, daß Alles „herrlich“ gefunden werde, was sie darbieten.

So fürchten Unparteiische, wenn sie sich an den sachverständigen und vollkommen sachlichen Kritiken eines Rezensenten erfreuen, immer, daß er die Feder wieder hinlegen wird, weil er das Undankbare seines Tuns bald einsehen muß.

Leider bestätigt sich diese Vermutung nur zu bald.

Da also müßte Abhilfe geschaffen werden! Es ist zu verwundern, daß die vor der Öffentlichkeit stehenden Berufsmusiker und den Namen „Dilettant“ längst nicht mehr verdienenden Musiker sich noch nicht zu einer Liga zusammengefunden haben, die jeden unsachlichen Kritiker boykottierte, und vice versa jeden Sachlichen gegen eventuelle Anrempelungen in Schutz nehmen würde.

Vielleicht würde man dann den in Hermannstadt oft gehörten Satz zum alten Eisen legen können: „Auf die Kritiken kann man gar nichts geben.“

Spectator.

Die Organisation des deutschen Vortragswesens in Groß-Rumänien. Es ist notwendig, daß außer auf dem Wege des Schrifttums (Zeitschriften, Zeitungen) die Fühlungnahme zwischen den einzelnen deutschen Volksgruppen Groß-Rumäniens auch durch das Mittel der mündlichen Aussprache sobald als möglich hergestellt werde. Hoffentlich werden in Bälde einzelne Organisationen wenigstens die leitenden Männer zu gemeinsamem Vorgehen auf den einzelnen Gebieten der Kulturbetätigung vereinen.

Aber auch der Wirkung auf die breiteren Schichten des Volkes bedarf es. Und hiezu eignet sich am besten der öffentliche Vortrag. Es hätten aufklärende Vorträge die Kenntnis z. B. über die Banater Schwaben (Lebensbedingungen, Geschichte usw.) in die einzelnen Städte und größeren Ortschaften der Siebenbürger Sachsen tragen und umgekehrt. Ebenso soll es im gegenseitigen Austausch mit den Bukowinaer, Alt-Rumänischen, Bessarabischen Deutschen geschehen. Und zwar sollen diese Vorträge stets von einheimischen, wohlunterrichteten Männern gehalten werden, die bei einer dem Vortrage folgenden Besprechung fähig sind, Anfragen über ihren eigenen Volksstamm sofort zu beantworten und so einen lebendigen Führer zum Verständnis von deren Eigenart zu bilden.

Die Moderne Bücherei in Hermannstadt hat nun den Versuch, das völkische Vortragswesen einheitlich zu organisieren, als einen

wichtigen Punkt in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen. Es besteht zunächst die Absicht, in Hermannstadt und den übrigen wichtigeren Städten und Orten des Sachsenlandes im nächsten Winter Vorträge über die übrigen deutschen Siedlungen Groß-Rumäniens abzuhalten. Zu diesem Zwecke sollen entsprechende Kräfte aus dem Banat, aus der Bukowina, aus Rumänien und vielleicht auch Bessarabien geworben werden. Ebenso soll der Versuch völkischer Propaganda- und Aufklärungsvorträge über die Siebenbürger Sachsen von sächs. Vortragenden in den einzelnen deutschen Städten (Semeschwar, Czernowitz usw.) gemacht werden.

Sehr bedeutsam erscheint auch die Aufgabe der von der Modernen Bücherei schon vor dem Krieg geplanten Ferialhochschulkurse nach dem Salzburger Muster. Bis zur Aufstellung der Universität in Hermannstadt würden diese Kurse alljährlich alle geistig strebenden Deutschen des Ostens für einige Wochen in intensiver wissenschaftlicher Fortbildung, gegenseitiger Förderung und völkischer und persönlicher Fühlungnahme vereinigen. Der vorbereitende Ausschuß für den Ferialhochschulkurs Sommer 1920 hat sich bereits gebildet und sucht Fühlung mit deutschen Universitätsdozenten zu gewinnen. Als eine Art Vorarbeit für die Ferialhochschulkurse können die wissenschaftlichen Vorlesungskurse angesehen werden, die von September d. J. an semesterweise von der Modernen Bücherei geplant sind. Hier soll heimischen Kräften auf denjenigen Gebieten, wo sie ein gründliches Sonderwissen sich angeeignet haben, Gelegenheit geboten werden, auf einen Kreis geistig strebender Menschen anregend wirken zu können. Ähnlich auch in Schäßburg die Vorlesungen der „Liebhäuserbühne“ und in engerfachlichem Sinne der Sommerkurs der „Medizinischen Sektion“ in Hermannstadt für Studierende der Medizin.

R. Cs.

Kronstädter Theaterbericht. Nachdem Bauers Truppe die Räume der Redoute verlassen hatte, tat sich uns ein neuer Musentempel im Kinosaale „Omnia“ auf. Es war ernstes Wollen das hier geboten wurde. Frau Ida Günther war aus der Gesellschaft Leo Bauers ausgetreten und brachte nun im Verein mit Hermann Czell ein Ensemble zustande, das wir freudig aufnahmen. Eine Reihe von modernen Stücken (Einsame Menschen, Gespensker, Vater, der Dieb, der

Querulant, Weibsteufel u. a.) und klassischen Dramen (des Meeres und der Liebe Wellen, Iphigenie, Medea) gelangten zur Aufführung. Es war erstaunlich und erfreulich zu sehen, wie jedes einzelne Mitglied sich der künstlerischen Verantwortung bewußt war, die dem Bühnenkünstler erst die rechte Weihe verleiht. Selbst das dekorative Element ließ auch bei geringen Mitteln Geschmack

und Einsicht zutage treten. Die Mitwirkung von Dilettanten schien bei der geringen Zahl des Personals eine Notwendigkeit. Wir hätten es bei allem Verständnis für diese schwierige Lage lieber gesehen, wenn davon abgesehen worden wäre. Der harmonische Eindruck litt dadurch. Trotzdem sind wir den Künstlern dankbar für die echte Kunst, die sie uns boten. HK.

Bildende Kunst

Kollektivausstellung Hans Eder in Kronstadt. Der Mangel, der Entwicklung unserer Maler nicht folgen zu können, hat mir schon vor Jahren den Gedanken nahegelegt, Anregung zur Einrichtung eines Kunstsalons zu geben, in dem permanent die neuesten Arbeiten unserer Künstler ausgestellt würden. Es hätte verlockende Vorteile: die Vorteile der konstanten Einwirkung auf das Publikum, und die materiellen Vorteile für die Maler selbst, durch die bedeutende Steigerung der Verkaufsmöglichkeiten.

Nun sehe ich den ersten Schritt in dieser Richtung.

Die Zeitschrift „Das Ziel“ hat eine Reihe von Ausstellungen Kronstädter Maler eröffnet, und damit Dank und Anerkennung erworben.

Ob es allerdings geschickt war, grade Eder die Führerrolle zu überlassen, mag dahingestellt sein. Denn die Kunst Eders ist stark und schwer, und erdrückt und beraubt den Atem allem, was engbrüstig ist und die Blässe der Schwäche an sich trägt. Eders Kunst ist wie blutroter Wein, wie schwerer Purpur, edel und berauschend durch die Kraft seiner Farbe und die Glut seines Feuers. Eders Kunst ist mehr als Können, ist ein weites Hinausgehen über dieses auf dem Weg zur reifen Kunst.

Mag man bei seinen Arbeiten zurückdenken an Cezanne, an Van Gogh, mag man Anklänge finden in seinen Porträts an den Wiener Mag Oппenheimer, bei dem die Gebärde der Hände mithilft, die Kraft des Ausdrucks zu steigern, so stellt Eder doch unleugbar eine starke malerische Persönlichkeit dar, die, verbunden mit großen physischen und geistigen Qualitäten, berechtigt ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und das Interesse für sich wachzurufen. Er ist momentan unstreitig der stärkste unserer jungen

sächsischen Maler, und ich glaube, daß er sich diesen Platz durch die Kraft seiner Begabung und die Eigenart seines Ausdruckes behaupten wird.

In der ungefähr 50 Bilder umfassenden Ausstellung sind die meisten Stücke mir neu, und von 1914 herwärts entstanden. Obwohl die Bilder einen Zeitraum von beinahe zehn Jahren umspannen, sieht man immer wieder den beharrlichen Zug der Loslösung vom Naturalistischen, der gerade in der letzten Zeit stark zur Symbolik hinneigt.

Seine Arbeiten kennzeichnet eine starke Formanschauung mit reizvoller Konturführung, eine energische kühne Farbgebung und reiche Verwendung von grau-grünen Tönen, ein Betonen des Charakteristischen oft beinahe bis zur Karikatur, großzügige figurale, beinahe stilisierende Auffassung.

Das Beste der Ausstellung sind zweifellos die Porträts, und unter diesen an erster Stelle das Bildnis des Schriftstellers Wei, des Malers Vogeler-Worpswede, des Herrn Dr. J., die am stärksten Ederische Kunst in sich tragen, abgesehen von seinen Kompositionen, zu denen aber der Weg nicht leicht ist. Denn sie sind Produkte des Krieges, und stehen auf stark persönlich-psychologischer Basis. Die Szene bei Turca und der Totentanz liegen mir immerhin näher.

Von den Landschaften erfreuen mich insbesondere die italienische Landschaft II. und III.

Malerisch schön gelöst ist das Stillleben Sonnenblumen I.

Eder verfügt über eine außerordentlich reiche Produktionskraft, von der wir noch viel erwarten dürfen. Es ist lohnend, seiner weiteren Entwicklung zu folgen, und als stiller Begleiter den aufsteigenden Weg mit ihm zu nehmen, der aller Voraussicht nach reich sein wird an vielverheißenden Ausblicken.

Coronensis.

Zeitungen und Zeitschriften

Deutsche Tagespost. Die siebenbürgisch-deutsche Presse hat von jeher dadurch eine Sonderstellung eingenommen, daß sie in keiner Weise semitisch beeinflusst war. Dieser eine Umstand bedingte die Unbestechlichkeit der sächsischen Journalistik, die Tiefgründigkeit des politischen Artikels, die jeder Sensationshaselei abholden Solidität der Berichterstattung. Hand in Hand damit gingen jedoch verschiedene Mängel: Die Berichterstattung war solid, aber sie hinte ungebührlich nach, auf selbständige Informationen, die über den lokalen Krähwinkel hinausgingen, wurde sozusagen kein Gewicht gelegt; Leit- und andere Artikel trugen ihrer Gedankenprägung und ihrem Stil nach meist den Charakter von Abhandlungen, die eher in eine vornehme Wochenschrift gepaßt hätten als in die Tagespresse — mit einem Wort: so richtig volkstümlich ist unsere Presse nie gewesen. — — —

Die letzten Jahre zeigen unser Volk dem schärferen Beobachter in einer überraschenden Fähigkeit der Anpassung an großzügigere Lebensbedingungen. Und das nicht nur in materieller Hinsicht. Es sei nur auf die rasche Durchdringung unseres Volksbewußtseins mit dem Gedanken der deutschen politischen und Kultureinheit in Groß-Rumänien hingewiesen. Der Drang zur großzügigen Auswertung unserer Volkspersönlichkeit im Rahmen des Deutschtums in Groß-Rumänien äußert sich nun auch in der Presse: Seit dem 1. Juni erscheint die bisherige „Siebenbürgisch-deutsche Tagespost“ als „Deutsche Tagespost, allgemeine Volkszeitung für das Deutschtum Groß-Rumäniens“. Indem wir das Attribut des Großzügigen als die charakteristischste Note dieser unseren Zeitverhältnissen organisch entwickelnden Neuerscheinung bemerken, stellen wir gleichzeitig mit großer Freude fest, daß das neue Organ der Deutschen in Groß-Rumänien alle diejenigen Notwendigkeiten in seine Arbeitsmethode aufgenommen hat, die einem größeren Presseunternehmen eignen, ohne dabei in die eingangs erwähnten unsympathischen Charakteristika der jüdischen Zeitungsmache zu verfallen. So glauben wir, daß eine gesunde Grundlage gegeben ist für ein Tagesorgan im Sinne des deutschen Gedankens in Groß-Rumänien. Allem Anscheine nach verspricht die „Deutsche Tages-

post“, wenn nur einmal bessere Verbindungs- und Verkehrsmöglichkeiten gegeben sein werden, eine vorzügliche, umfassende und selbständige Berichterstattung einrichten zu werden. Auf zeitgemäße Spezialgebiete scheint besonderes Gewicht gelegt werden zu sollen: Die Volkswirtschaft hat eine besondere von einem im Ausland vorgebildeten Fachmann geleitete Rubrik, Frauenfragen werden in einer besonderen Beilage behandelt, für das Feuilleton und für Literatur ist ein besonderer Schriftleiter usw. Eines ist auch wesentlich: Die ganze Schriftleitung setzt sich aus jungen, unverbrauchten Kräften zusammen, die die unserer heutigen Jugend naturgemäß angezogene Agilität mit der angeborenen Gründlichkeit und Solidität unseres Volkes zu dem richtigen Mittel einer großen modernen, dabei nationalen Zeitung verbinden werden.

R. Cs.

„Der Nerb“, Eine Zeitschrift für Kultur. Czernowitz, 1. Jahrg 1919. Diese neue deutsche Zeitschrift in der Bukowina bewegt sich in vorwiegend schöngeistigen Bahnen; wo sie sich auch sozialen u. ä. Zeitfragen zuwendet, vertritt sie den radikalen Standpunkt einer (semitisch) internationalen Literatur-Jugend. Sie bietet infolgedessen kein Bild der bodenständigen völkischen Kultur des Deutschtums in der Bukowina. Örtliche Theater- und Presse-skandalthemen füllen einen großen Teil der Spalten. Eine Würdigung der im engeren Sinne literarischen Erzeugnisse kann füglich unterbleiben, da es sich um einen Abklatsch literarischer Bewegungen handelt, die in größeren Kulturzentren wurzeln und über deren neuere Entwicklung wir infolge unseres geistigen Abgeschnittenseins nicht entsprechend unterrichtet sind.

R. Cs.

Magyar Szó Irodalmi, művészeti és társadalmi hetilap. Nagyvárad 1919. 1. Jahrg. Abgeschnitten von Budapest, dem einzigen literarischen Sammelpunkt des einstigen Ungarns, sehen sich die Magyaren in der Provinz nun genötigt, für ihr geistiges Leben auch in Zeitschriften Organe zu schaffen. Magyar Szó scheint ein schöngeistiges Blatt für die Magyaren diesseits der Theiß werden zu sollen. Die Zeitschrift macht nach Ausstattung und Güte der Beiträge einen recht guten Eindruck.

R. Cs.

Vereine

Verein für siebenbürgische Landeskunde. Die Arbeiten des Vereines haben durch den Krieg eine große Unterbrechung erlitten, wie wohl die aller Vereine: es fehlte zuerst ein Teil der Arbeiter, dann kam zunehmend die Schwierigkeit, bald die Unmöglichkeit größerer Veröffentlichungen dazu, die durch die unerschwinglich hohen Preise des Druckes und des Papiers bewirkt wurde. So mußten vor allem die Vorbereitungen zur Herausgabe des 4. Bandes des Urkundenbuchs ganz liegen bleiben, da Dr. Luner einrückte und heut noch nicht zurückgekehrt ist.

Aber ganz still ist die Arbeit nicht geblieben. Zunächst konnte ein neues Heft des Wörterbuchs ausgegeben werden, des 1. Bandes 5. Lieferung, die die Worte von Beute—Brett behandelt, von A. Schullerus bearbeitet. Das Heft steht auf der Höhe der früheren, es führt wieder tief in die Volksseele hinein, läßt unser Denken und Fühlen, uns selbst tiefer erkennen und weckt neue Freude an allem Schönen und Guten, das wir unser eigen nennen. Das Heft konnte leider nach Deutschland nicht verschickt werden, so steht das wissenschaftliche Urteil noch aus, das wir nicht zu scheuen haben.

Auch das Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde konnte in beschränktem Maß weiter erscheinen. Es war möglich in den fünf Kriegsjahren drei Hefte auszugeben, u. zw. das 3. Heft des 39. Bandes und die zwei ersten Hefte des 40. Bandes. Das 3. Heft des 39. Bandes brachte den Anfang der größeren Arbeit von Dr. W. Roth: Die siebenbürgisch-sächsische Kunst in der magyarischen Forschung, die aber nicht ein einfaches Referat über die magyarischen Arbeiten bezweckt, sondern das Ergebnis der Forschungen auf diesem Gebiet überhaupt zieht und Rechenschaft über die fraglichen Arbeiten gibt. Die wertvolle Arbeit des leider seither jung verstorbenen R. Hörler: Die mundartliche Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen gibt nicht nur die erste zusammenfassende Übersicht über das weit zerstreute Material, sondern sichtet es nach Gattungen, ordnet es geschichtlich ein und beurteilt es von ästhetischem Gesichtspunkt. Mit feinem Verständnis für die tieferen Empfindungen des Volkslebens wie für die Schwingungen der Volksseele wird uns hier ein Bild unserer literarischen Bewegung gezeichnet, das jedem ans

Herz greift und die Freude an diesem Besitz mehrt.

Die zwei Hefte des 40. Bandes enthalten von D. Fr. Teutsch: Fr. W. Schuster (1824—1914) und Bischof Fr. Müller (1828—1915), zwei Lebens- und Zeitbilder zweier unserer bedeutendsten Männer, mit denen die alte Generation nun von uns geschieden ist. Es waren zugleich zwei Freunde, die von ganz verschiedener Art und doch miteinander für die höchsten Güter unseres Lebens, für Volk und Kirche, zwei Menschenalter lang in Vordergrund gestanden sind, dem Freundeskreis von G. D. Teutsch angehörend, dem wir verdanken, daß wir heute noch als Volk und Kirche aufrecht stehen. Daneben enthält das 1. Heft des 40. Bandes den Anfang einer größeren Arbeit von Pauline Schullerus: Pflanzen in Glaube und Brauch der Siebenbürger Sachsen, voll neuer Aufklärung über ein Gebiet, das bisher wenig beachtet worden ist.

Auch das Korrespondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde (Hermannstadt, W. Krafft) konnte, wenn auch in jährlich sich verringern dem Umfang fortgesetzt werden. Eine auch nur halbwegs erschöpfende Darlegung seines Inhalts in den Jahren 1914—1918 ist hier unmöglich. Aber es soll festgehalten werden, daß unsere wissenschaftliche Arbeit ohne diesen Mittel- und Sammelpunkt nicht möglich wäre und daß zahllose große und kleine Fragen, die hier erörtert und zum Teil gelöst werden, für jeden Arbeiter besonders auf dem historischen und mundartlichen Gebiet eine Förderung und Erleichterung der Arbeit bedeuten.

Es ist dabei eine Freude festzustellen, daß es nun 41 Jahre bestanden hat, ein Zeichen, daß es ein Bedürfnis ist. Daß es ganz getragen wird von der selbstlosen Hingabe an die wissenschaftliche Arbeit ist uns Stolz und Freude. Die geistige Arbeit dabei wird ohne Honorar geleistet.

Die Aufgaben des Landeskundevereines wachsen mit den weiter schreitenden Forderungen der Wissenschaft. Als zwei große Ziele stehn vor ihm: Die Vollendung des Urkundenbuchs, zunächst bis 1526, dann die Vollendung des siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs; es sind die zwei größten Aufgaben; dann die schon vor dem Krieg geplante Herausgabe der sächsischen Volkslieder,

die fast fertig ist. Die Bearbeitung der sächsischen Burgen, die gründlichere Erforschung der Agrarentwicklung war gleichfalls schon vor dem Krieg in Aussicht genommen worden. Indem ich darauf hinweise, daß ein Teil der Ziele, die ich vor einem Menschenalter (1881) zeichnete (Vereins-Archiv 17, 226), erreicht ist, anderen sind wir näher gekommen, sei es zum Schluß gestattet, an unsere gebildeten Kreise die Bitte zu richten, jetzt, wo wir hoffentlich ruhigen Zeiten entgegengehen, in denen die wissenschaftliche Arbeit neu auf-

genommen werden und das literarische Leben auf Empfänglichkeit rechnen kann, den Verein mit allen Kräften zu unterstützen. Dazu gehört nicht am wenigsten, daß die vielen jungen Kräfte, die wir haben, in die Reihe der Mitarbeiter treten!

Ein Teil unserer Kraft wird immer auf dem Gebiet des Geisteslebens liegen, u. zw. des heimischen, in unserer Vergangenheit und Gegenwart wurzelnden, und einer seiner besten Träger ist der Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Fr. Zentich.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

....

Lösung des 1. Problems von Andreas Scheiner in Hermannstadt.

Die Lösung dieses Zugzwangproblems hat bei der geringen Geübtheit der Mehrzahl unserer Schachfreunde, die sich damit beschäftigt haben, wie wir gehört haben, beträchtliche Schwierigkeiten verursacht, wie uns denn auch manche falsche Lösung eingesandt worden ist. Die einfachste Lösungsmethode ist hier, wie überhaupt meistens bei den Zweizügern, die regressive (vgl. Einführung in das Schachproblemwesen, Punkt 13. in Ostland II. Heft). Nimmt man bei der gegebenen Stellung an, Schwarz beginne zu ziehen, so sieht man, daß bei sämtlichen Zügen des Läufers $d4$ sowie beim Zuge $La8-c6$ ein Matt nicht erfolgen kann; beim Zug $La8-b7$ dagegen sieht man den 2. Zug von Weiß: $Df7n.b7m$, was einem dem Gedanken nahe legen muß, die Dame so zu stellen, daß sie den Läufer von $a8$ auch auf $c6$ mattsetzend schlagen kann, das Feld $d5$ dabei auch weiter beherrscht, (da man den König dorthin offenbar nicht darf kommen lassen, weil er sonst entwischt) und daß sie auch das durch die Entfernung des $Ld4$ frei werdende Feld $d4$ bzw. die ganze d -Reihe beherrscht; allen diesen Erfordernissen entspricht als erster Zug $Df7-d7$, ein feiner Zug, weil dadurch der Turm $f3$ dem feindlichen König preisgegeben wird. Sehen wir nun die Varianten im einzelnen:

a) $1. Df7-d7, Ke4n.Tf3, 2. Dd7-g4m.!$, denn $Tg2$ ist durch die Beseitigung des $Tf3$ in Fesselung durch $Lh1$ geraten, kann also die Dame auf $g1$ nicht schlagen. Diesen zweiten Zug haben mehrere Löser übersehen

und damit auch den richtig gefundenen ersten als unzureichend ad acta gelegt.

b) $1. \dots, Ld4-e3, 2. Tf3n.e3m.$ mit fast vollkommen reinem Mattbild.

c) $1. \dots, Ld4n.f2$ oder anders $2. Dd7-d3m.$

d) $1. \dots, La8-c6, 2. Dd7n.e6m.$ Diese vier Varianten werden erst durch den ersten Zug von Weiß ermöglicht, die folgenden dagegen sind schon aus der Stellung ersichtlich.

e) $1. \dots, e3-e2, 2. Sb1-d2m.$ Der Springer deckt beim Mattsetzen zugleich den Turm $f3$, was ebenfalls mehrere Löser übersehen haben wie auch bei der folgenden Variante.

f) $1. \dots, Tg2-g5+2. Sb3n.g5m.$ Bei $Tg2n.f2$ erfolgt das Matt auch durch denselben Springerzug. Dagegen bei

g) $1. \dots, Tg2-h2$ oder $g3$ oder beliebig anders $2. Tf3-e3m.$, mit Doppelschach; gegen jedes einzelne Schach hätte Schwarz ein Abwehrmittel, aber nicht eben gegen beide zugleich.

h) $1. \dots, La8-b7, 2. Dd7n.b7m.$

i) $1. \dots, La8-d5, 2. Dd7-f5m.$

Der Reichtum an wesentlich verschiedenen Varianten bei strenger Einzigigkeit auch des zweiten Zuges, der Funktion der Antwort von Schwarz, machen das Problem recht wertvoll. (Die Grundauffstellung der Reproduktion im „Interessanten Blatt“ unterscheidet sich von der unserigen dadurch, daß dort die Dame schon auf $d7$ steht, der weiße Turm dagegen auf $f7$, so daß dort als erster Zug

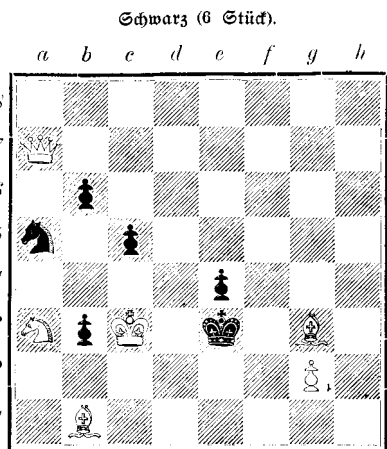
Tf7-f3 erforderlich ist. Wir halten die Lösung bei unserer Stellung für schwieriger.)

Richtige Lösungen haben eingefendet: Karl Abraham, Beamter; Friedrich Etter, mathem. Beamter der „Transylvanica“; Gymnasialquart. Hellmut Goritz; cand. med. Richard Gräser; Edmund Holly, Beamter; Rudolf Kraus, Beamter; Dr. Carl Müller, Tafelrichter; Gymnasialoktav. Konrad Schuller, alle in Hermannstadt; S. S. Fainaru, Agent in Kronstadt; Martin Gohn in Zeiden (bei Kronstadt); Joh. Martini, Pfarrer in Deutsch-Pien; J. Copony in Heldsdorf (bei Kronstadt).

Problem 2

Von Hellmut Goritz in Hermannstadt.

In dem vorigen Hefte stießen wir den Ruf nach heimischen Schachproblemkomponisten aus, und schon sind uns einige Einsendungen von Siebenbürger Sachsen zugegangen, die dafür sprechen, daß auch dieses Gebiet strenger Gedankenkunst bei uns nicht vergeblich gepflegt würde. Der vorliegende Zweizüger, an sich eine in Idee und Ausführung zwar bescheidene, aber recht nette und saubere Arbeit, ist das Werk eines noch nicht vierzehnjährigen in die Quarta promovierten Gymnasiasten und als solches eine anerkennenswerte Leistung.



Weiß (6 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Kompositionen und Lösungen sind einzuwenden an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9 und sind auf der Adresse mit dem Vermerk „Schach“ zu versehen. Die Verantwortung für die Originalität der eingesendeten Probleme bleibt den Einsendern überlassen. Bei den Lösungen sind sämtliche Varianten anzugeben. Einführung in das Schachproblemwesen I. „Ostland“ II. Heft.

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Schriftleitung befindet sich vom 1. August d. J.: Hermannstadt, Sporer-gasse 31. Alle Einsendungen sind an die oben genannte Adresse der Schriftleitung „Ostland“ zu richten. Amtsstunden der Schriftleitung sind täglich von 10-12 und 4-5. Die Sprechzeit des Schriftleiters ist in der Regel von 11-12.

Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.

* * *

Erklärung. Entgegen einer in der hiesigen Zeitung „Renaşterea Română“ aufgestellten Vermutung, erklärt die Schriftleitung „Ostland“, daß die Zeitschrift „Ostland“ in keiner Weise als das offiziöse Organ der sächsischen politischen Führung angesehen werden kann.

* * *

Der politisch-aktuelle Artikel dieses Heftes mußte zurückgestellt werden, da er infolge gewisser Ereignisse derzeit für die Veröffentlichung nicht geeignet erschien.

* * *

Den Ausführungen unseres unter der Chiffre „Spectator“ zeichnenden Mitarbeiters zum Musikleben Hermannstadts geben wir wegen ihres auf besonderes Interesse Anspruch erhebenden Inhaltes Raum, trotzdem wir für die Rubrik „Musik“ in Hermannstadt einen anderen Fachmann als ständigen Berichterstatter haben.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Dr. Richard Esaki, Hermannstadt.

Anschrift der Schriftleitung:
Hermannstadt, Sporer-gasse 3, I. Stock

Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt.

Zensuriert durch: Hauptmann Voiu.

Geschäftsanzeigen

für

„Ostland“

übernimmt ausschliesslich

BCU Cluj / Central University Library Cluj
„Hermes“

Reklame- u. Annoncen-

:: unternehmen ::

Hermannstadt, Kl. Erde 23.

Deutsche Tagespost

Allgemeine Volkszeitung für das Deutschthum in Großrumänien

Das bestunterrichtete
Nachrichtenblatt.



BCU Cluj / Central University Library Cluj

Schiffleitung

Wintergasse 9

Verwaltung

Gr. Ring 13



Das
Siebenbürgisch-Deutsche
Tageblatt

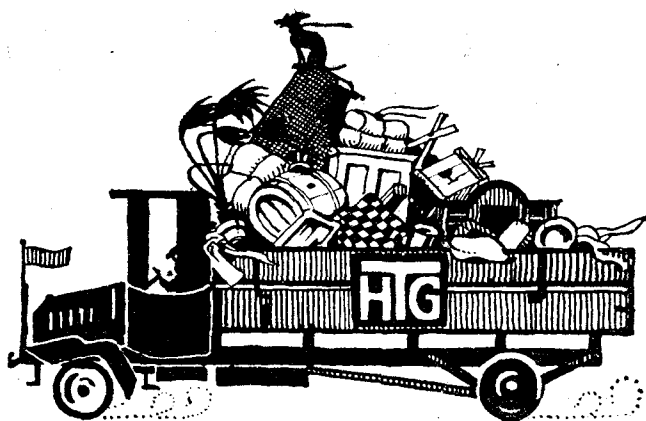
ist das

gelesenste Blatt
der Siebenbürger Sachsen,
BCU Cluj / Central University Library Cluj

die

größte täglich erscheinende
Zeitung für das
Ostdeutschum.





HTG

**HERMANNSTÄDTER
TRANSPORT
GESELLSCHAFT**

**TRANSPORTIERT
ALLES!**



KANZLEI: GR. RING NR. 3—5.

Infolge Austrittes des Kompagnons Herrn **Hans Zimmermann**, wird die „**Hermannstädter Transport-Gesellschaft Josef v. Bedeus und Genosse**“ ihr Unternehmen unter der Firma

Hermannstädter Transport- unternehmung Bedeus

HIB

BCU Cluj / Central University Library Cluj

weiterführen, und bittet dieselbe, ihr das bisher entgegengebrachte Wohlwollen, auch weiterhin bewahren zu wollen.

Gleichzeitig wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht, dass nunmehr auch Aufträge für die Strecke **Galatz — Kronstadt** und **Kronstadt — Bukarest** entgegengenommen werden.



Kronstädter Zeitung

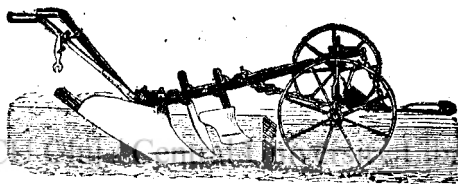
BCU Cluj / Central University Library Cluj

• Verlag: Johann Götts Sohn



Landwirtschaftliche Blätter

Organ des Siebenbürgisch-sächsischen
:: :: Landwirtschaftsvereines :: ::



Größtes deutsches Wochenblatt
Großrumäniens

für

Geschäftsanzeigen

sehr zu empfehlen.

W. KRAFFT

:: HERMANNSTADT ::



BCU Cluj / Central University Library Cluj

Buch druckerei
verlag ::
handlung